

DIE WELTWOCHEN



Das starke Geschlecht

Ohne Männer versinkt die Welt in Chaos und Anarchie.

Prof. Walter Hollstein

Surfen mit Söder

Keiner reitet Zeitgeists Wogen eleganter als er. *Alexander Wendt*

Frankreich, ein Nachruf

Philosoph Michel Onfray betrauert seine Heimat.

Sarah Pines

München-Schwabing
Erkundung eines deutschen
Lebensgefühls

ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh
kennen: www.kybun.swiss

kybun⁺
Switzerland

Zwölf CIA-Bunker in der Ukraine

Die *New York Times* enthüllte in einer ihrer jüngsten Ausgaben, der amerikanische Geheimdienst CIA betreibt seit rund zehn Jahren insgesamt zwölf geheime Kommandobunker in der Ukraine, unweit der russischen Grenze. Ziel sei es gewesen, von Anfang an, Kriegshandlungen auf russisches Territorium anzustrengen, Drohnen- und Raketenangriffe.

Ausserdem seien in diesen geheimen Installationen ukrainische Spezialkommandos trainiert worden. Das Blatt zitiert einen ukrainischen Geheimdienstmann, der beteuert, ohne diese Unterstützung sei es der Ukraine gar nicht möglich gewesen, das nach einem Staatsstreich installierte prowestliche Regime in Kiew an der Macht zu halten. Die CIA-Bunker würden auch im aktuellen Kriegsgeschehen eine bedeutende Rolle spielen.

Besonders pikant ist die Enthüllung, dass der damalige ukrainische Geheimdienstchef Walentyn Nalywaitschenko bereits am 24. Februar 2014, unmittelbar nach dem Putsch in Kiew, in sein Büro ging, um dort als Erstes mit der CIA zu telefonieren. Die CIA war also nachweislich viel tiefer in den Staatsstreich der ukrainischen Nationalisten verwickelt, als die USA heute zugeben.

Offenbar lief der «geheime Spionagekrieg» (*New York Times*) ohne das Wissen des amerikanischen Präsidenten Donald Trump. Von der Ukraine-Fraktion der US-Aussenpolitik sei Trump stets als Bedrohung und Unsicherheitsfaktor empfunden worden, berichtet die Zeitung. Die «Drecksarbeit» sei von den «Russland-Falken» innerhalb der US-Administration gewissermassen in Eigenregie erledigt worden.

Der *New York Times*-Artikel widerlegt die bei uns dominierenden Stimmen, der Ukraine-Krieg sei sozusagen der alleinige Ausfluss einer angeblich imperialistischen Politik des Kreml unter einem paranoiden Erzverbrecher, der aus der Corona-Zeit einen Dachschaden davongetragen habe. Westliche Medien und Politiker verbieten sich dazu jeden Widerspruch. Wer Zweifel anmeldet, wird als «Putin-Versteher» diffamiert.

Das US-Traditionsblatt gibt nun Putin recht. Offenbar war es keine Paranoia, als der russische Präsident vor dem Einmarsch klagte, die USA würden die Ukraine zu einem Aussenposten gegen Russland rüsten. Der Kremlchef dachte laut *New York Times* schon Ende 2021 über eine Invasion nach, als ihm seine Nachrichtendienste sagten, die CIA und der britische MI6 seien in der Ukraine militärisch massiv engagiert.

Interessant ist, dass unsere Medien den sensationell anmutenden Enthüllungen der *New York Times* keinerlei Beachtung schenken. Die Ausblendung illustriert den beunruhigenden Grad der propagandistischen Durchtränktheit unserer Öffentlichkeit. Anstatt die offiziellen Erzählungen zu hinterfragen, erweisen sich die Medien als eigentliche Verlautbarungsorgane der Obrigkeit.

In der Schweiz tragen sie damit die Hauptverantwortung für die gefährliche Einseitigkeit der Diskussionen. Die Journalisten haben durch ihre kritiklose Übernahme der antirussischen Propaganda eine Stimmung erzeugt, in der die Preisgabe der schweizerischen Neutralität überhaupt erst möglich wurde. Kritiker und Skeptiker sahen sich wie schon während der Corona-Zeit zu Unmensen deklariert.

Wir beobachten den Triumph der Gesinnung und des Wunschdenkens über die Wirklichkeit mit Journalisten, die zu Erfüllungsgehilfen und Vollstreckern von Regierungspropaganda werden. Selbst der Rechtsstaat kommt zusehends unter die Räder. Gegenüber Russland sind eherne westliche Grundsätze wie die Unschuldsvermutung längst ausser Kraft, Moralgerichte ohne jede Prozessordnung.

So erlagen alle Zeitungshäuser, allen voran die öffentlich-rechtlichen Medien, auch distanzlos der Behauptung, hinter dem Tod des russi-

schen Aktivisten Alexei Nawalny könne nur der «Mörder» Putin stecken. Inzwischen hat sogar der ukrainische Geheimdienstchef Budanow, zum eigenen Bedauern, wie er sagte, eingeräumt, Nawalny sei eines natürlichen Todes gestorben, wie russische Stellen gemeldet hatten.

Mag ja sein, dass auch dies nicht stimmt oder nur einen Teil der Wahrheit beleuchtet, aber allein die Tatsache, dass solche Nachrichten in unseren Medien gar nicht stattfinden, belegt den Verdacht der Parteinahme auf Kosten der Berichterstattung. Entsprechend spielen unsere Journalisten auch die gemäss amerikanischen Medien «katastrophale Niederlage» Selenskyjs am Stützpunkt Awdjiwka herunter. Was nicht ins Bild passt, fällt raus.

Erst allmählich sickert deshalb eine andere wichtige Nachricht durch. Das Genfer Portal Gipri dokumentiert einen russischen Vertragsentwurf vom 17. Dezember 2021. Darin erklärt sich Russland bereit, auf Kriegshandlungen gegen die Ukraine zu verzichten, wenn die Amerikaner die Nato nicht mehr weiter nach Osten ausdehnen und ausserhalb der Nato-Staaten keine Basen errichten in früheren Sowjetrepubliken.

Putin und Lawrow fordern Washington zudem auf, jenseits der US-Grenzen keine Atomraketen aufzustellen. Russland würde sich dazu ebenfalls verpflichten. Egal, wie man die Vorschläge beurteilt: Sie widersprechen der Behauptung, Putin habe in der Ukraine einen «unprovokierten Angriffskrieg» gestartet. Was, wenn nicht eine Provokation sind US-Bunker an der russischen Grenze?

Bleiben wir also skeptisch, bleiben wir misstrauisch, bleiben wir offen für die andere Sicht. Die Welt ist kein Hollywoodfilm, die Wirklichkeit nie schwarz oder weiss, sondern grau meliert, widersprüchlich, oft anders, als wir uns einbilden. Niemand hat die Wahrheit, keiner kann sie besitzen, aber man kann versuchen, sich ihr anzunähern durch Hinterfragung, Widerspruch, Rede und Gegenrede.

Sehr beeindruckt hat mich das neue Buch des grossen deutschen Filmemachers Werner Herzog, «Die Zukunft der Wahrheit». Herzog plädiert darin für die Kritik, das Misstrauen. Er erinnert an die grosse menschliche «Bereitschaft zur Akzeptanz der Lüge, zum Selbstbetrug.» Und er fordert, dem wichtigsten Grundsatz unseres Rechtsstaats wieder dringend mehr Beachtung zu gewähren: im Zweifel für den Angeklagten. R. K.



DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.
JEDEN 1. SONNTAG IM MONAT
STREAMEN BEI SERVUSTV ON

Prof. Walter Hollstein schreibt eine Hommage an die Männer, Sarah Pines trifft Michel Onfray zum grossen Gespräch, Francis Pike begutachtet Diamanten, Tom Kummer fährt Ski

Das Weibliche ist heute mehr wert als das Männliche. Dementsprechend befürchten junge Männer, bald überflüssig zu werden. Das provoziert Folgen, die sich für das Gemeinwesen als überaus schädlich erweisen. Verunsicherte Männer wagen sich immer später in die Welt hinaus; die Hälfte der 25-Jährigen wohnt noch im «Hotel Mama». Verunsicherte Männer sind zögerlich, sich auf eine feste Beziehung einzulassen. Dementsprechend sinkt die Geburtenrate. Arbeitgeber klagen über ihre männlichen Auszubildenden – auch das Lehrpersonal: Der Problemschüler ist heute männlich. Die historische Fehlleistung der bisherigen Gleichstellungspolitik besteht darin, dass sie Männer grundsätzlich nur als Sündenböcke erkennt. Das sei ein Skandal, schreibt Soziologie-Professor Walter Hollstein. **Seite 10**

Michel Onfray ist vielleicht der bekannteste und umstrittenste Philosoph Frankreichs. Vormalig Unterstützer der Linken, gilt Onfray heute als einer ihrer heftigsten Kritiker. Er positioniert sich scharf gegen die Islamisierung des Westens, kritisiert die Politik der Europäischen Union und warnt vor dem unaufhaltsamen Niedergang des Westens. Emmanuel Macron erscheint ihm lächerlich.



Das starke Geschlecht.

Geht man mit Onfray in Frankreich durch die Strassen, kommen die Menschen auf ihn zu, schütteln ihm die Hand und bedanken sich, dass es ihn gibt. Unsere Autorin Sarah Pines sprach mit Onfray über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs, die Bauernproteste, die Verteidigungsfähigkeit Europas und den Krieg in Gaza. **Seite 18**

Diamanten symbolisierten ewige Liebe und materielle Sicherheit. Um deren magische Kraft wusste bereits der römische Historiker Plinius der Ältere. Er notierte vor rund 2000 Jahren: «Diamanten treiben die Fantasie der Menschen an und sind gleichbedeutend mit

Macht.» Dieser Zauber hat sich lange gehalten. Doch seit einiger Zeit verlieren die Edelsteine an Strahlkraft. Laborprodukte liefern Originalen den Rang ab, schreibt Francis Pike, der sich selber in der Diamantenszene bewegte und die Geschichte des funkelnden Steins nachzeichnet. **Seite 24**

Aufgewachsen in einer Ära, als «Alles fährt Ski» noch Gültigkeit hatte, lebt unser Autor Tom Kummer im Winter fast nur fürs Skifahren. Jetzt neigt sich diese Epoche dem Ende zu, die Winter werden schneeärmer, die Kosten explodieren, der Skisport könnte zur Nischensportart mutieren.

Also nichts wie ab in die Berge, ehe es zu spät ist! Schliesslich lebt unser Kummer nach dem Motto: Zeit ist wichtiger als Geld. Und ohne Saisonkarte geht gar nichts. Zehntausende von Skifans leisten sich mittlerweile die «Spassteuer im Schnee». Aber wie lange noch? Die Anfeindungen nehmen zu. Vielfahrer wie Kummer werden als Teil eines «reichen weisen Sports» gebrandmarkt, der nicht mehr zeitgemäss sei. Doch Kummer fühlt sich eher als Mitglied einer wissenden Subkultur. Denn beim Schweben auf Sesselliften setze eine «natürliche Nachdenklichkeit» ein. Die Lage sei ernst. Also packen wir es an! **Seite 32**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Punkerin der Kulturszene: Uschi Glas. Seite 17



Wir schaffen das: Seite 23

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 **Die Tragödie der Union**
Zersplittertes bürgerliches Deutschland
- 7 Matthias Matussek
Liebe *taz*
- 8 Inside Washington
Genug gezählt für den «ewigen Krieg»
- 8 Personenkontrolle
- 9 Thilo Sarrazin
«Kampf gegen rechts»
- 10 **Männer sind einfach unersetzlich**
Hommage an das starke Geschlecht
- 12 **Katzenkampf unter Wirtschaftsweisen**
Veronika Grimm gegen Monika Schnitzer
- 13 Kurt. W. Zimmermann
Es lebe das Bildungsbürgertum
- 14 **Kunst des Obenbleibens**
Bürgerliche surfen auf dem Zeitgeist
- 16 **Trumps Weg zum Sieg**
Was seine Kritiker übersehen
- 17 **Ewig unangepasst**
Uschi Glas wird achtzig
- 18 **«Wir müssen die Unterwerfung unter das EU-Regime beenden»**
Interview mit Philosoph Michel Onfray
- 22 **Annalena Baerbock**
High Heels und Heldenmut
- 23 **Frauen**
Kemi Badenoch
- 24 **Diamanten waren für immer**
Verblasst ihre Strahlkraft?
- 26 **Google cancelt Weisse**
Wie uns die Tech-Industrie belehren will
- 27 **Dr.-Spiele**
Titel und Sehnsucht
- 28 **Venezianischer Odysseus**
Auf den Spuren von Marco Polo
- 30 **Orbán's Meisterzug**
Neuer Staatspräsident Tamás Sulyok
- 31 **Anabel Schunke**
Schöne neue Schönheitskönigin
- 32 **Unsere Lust schmilzt nie**
Bekanntnisse eines Ski-Egoisten
- 33 **Thiel**
Quotenschwarz
- 34 **Tamara Wernli**
Die Lüge, die Frauen heute erzählt wird

MÜNCHEN: MYTHOS SCHWABING

- 35 **Schwabing, ein deutsches Lebensgefühl**
Der Münchner Stadtteil als Spiegel von Kultur und Gesellschaft

LITERATUR UND KUNST

- 41 **Ikone der Woche**
- 42 **Von Marx auf die falsche Fährte gelotst**
Friedrich Lenger macht es sich zu einfach
- 44 **Bücher der Woche**

LEBEN HEUTE

- 48 **Wunderbare Welt**
- 48 **Unten durch**
- 49 **Sex**
- 50 **Leserbriefe**

Die Tragödie der Union

Angela Merkel und ihre Nachhut haben ein grosses Erbe ruiniert. Das bürgerliche Deutschland ist heute so zersplittert wie das linke.

Werner J. Patzelt

Nun wird die CDU von einem Teil ihrer «Treuesten der Treuen» verlassen. Doch die Werteunion wurde keineswegs zur Partei, weil sie das wollte. Ihr einziger Wunsch war es seit ihrer Gründung im Jahr 2017, als Teil der Unionsfamilie diese auch wieder zur Vertretung jener Positionen zu bringen, die der CDU zwischen 1953 und 1994, sowie noch einmal 2013, Stimmenanteile von 40 und mehr Prozent gebracht hatten. Genau um darauf hinzuarbeiten, hatte die Werteunion bei der CDU-Mitgliederbefragung von 2021 auch Friedrich Merz unterstützt.

«AfD in der CDU»

Die CDU mochte die Werteunion aber nicht. Die berührte ja auch eine selbstzugefügte Wunde. Es waren nämlich entlang des politischen Kurses der Vorsitzenden Merkel die eigenen Stimmenanteile von noch 35,2 Prozent im Jahr 2005 auf nur mehr 24,1 Prozent im Jahr 2021 abgesunken. Doch Vorsicht angesichts der weiterhin von Merkelianern dominierten Parteigremien sowie politische Risikoscheu hielten den neuen Vorsitzenden davon ab, von einer Projektionsfläche der Merkel-Gegner zum die CDU überzeugend reformierenden Parteiführer zu werden.

Oder war die Werteunion eine Art Bauernopfer dafür, um dem konservativ orientierten Entwurf eines neuen Grundsatzprogramms zur Parteitagsmehrheit zu verhelfen? Oder fehlt es weiterhin an Einsicht in den Wert einer solchen Re-Plu-

Die Maassen-Partei will nichts anderes sein als die Nachfolgerin der klassischen Unionsparteien.

ralisierung der CDU, dank welcher – neben den ökologischen, sozialen und liberalen Wurzeln der Partei – auch deren konservative Wurzel neu austreiben könnte? Jedenfalls empfanden CDUler die Werteunion als «AfD in der CDU», nannten sie beifallheischend ein «Krebsgeschwür» und überzogen deren Vorsitzenden Hans-Georg Maassen mit einem Parteiausschlussverfahren.

Dass der CDU weitere Konkurrenz erwächst, hat sich die Partei selbst zuzuschreiben. Im Grunde wurde ihre einstige Vorsitzende Merkel zur Gründungspatin von gleich zwei der Union abträglichen Parteien. Der AfD bahnte Merkels Eurozonen- und Migrationspolitik den Weg,



Eine Art Bauernopfer: Parteigründer Maassen.

und ihre demonstrative Geringschätzung von Konservativen zeugte gleichsam die Werteunion. Dass dieser die Abspaltung von der CDU regelrecht aufgezwungen wurde, ist umso tragischer, als die Maassen-Partei doch nichts anderes sein will als die «ideelle und programmatische Nachfolgerin» der klassischen Unionsparteien.

Falls Maassen und Co. schaffen sollten, woran der AfD-Gründer Bernd Lucke einst scheiterte, nämlich eine Unterwanderung durch Rechtsradikale, Querulanten oder Quertreiber zu verhindern, dann könnte die Werteunion durchaus das Sperrfeuer von Medien, Merkelianern und «Kämpfern gegen rechts» überstehen. Wenn ihr überdies Selbstdisziplin dahingehend gelänge, dass ihre Verantwortungsträger sämtliche als demagogisch oder radikal skandalisierbaren Äusserungen unterliessen, dann gäbe es sehr wohl Chancen darauf, sich zwischen Union und AfD zu behaupten sowie im Herbst den Einzug ins eine oder andere ostdeutsche Landesparlament zu schaffen. Weil auch nicht zu erwarten ist, dass die CDU ausgerechnet ohne die Werteunion wie-

der zur einst zwischen politischer Mitte und rechtem Narrensaum dominierenden Partei wird, könnte einem politischen Erfolg der Werteunion dann nur noch eine AfD im Wege stehen, die sich vertrauenserweckend zu einer normalen Partei entwickelte. Doch darauf ist kein Verlass.

Trennstriche und Brandmauern

Im Grunde haben Merkel und ihre Nachhut jene grosse politische Leistung Konrad Adenauers und Ludwig Erhards ruiniert, die Helmut Kohl noch zu sichern verstand. Das war die Zusammenfassung aller nichtlinken politischen Kräfte Deutschlands bis hin zum inakzeptablen rechtsradikalen Rand. Leider begriff die CDU das Aufkommen der AfD nie wirklich als Warnsignal hinsichtlich europäischer und migrationspolitisch neuauftretender Herausforderungen, die es nun durch Nach- und Neujustierungen deutscher Politik zu bestehen gelte. Vielmehr betrachtete man die AfD schlicht als «illegitimen» Mitbewerber, den es zu schneiden gelte. Auch versuchte man den Zugriff der neuen Konkurrenz auf bisheriges CDU-Wählerpotenzial nicht durch eigenes Eingehen auf dessen – womöglich sogar vernünftige – Politikwünsche abzuriegeln. Vielmehr setzte man auf klarkantige Trennstriche und Brandmauern. Eben darüber zerstritt sich die Mehrheit der CDU mit der Werteunion.

Fortan ein «Lager der Demokraten» – Linke, Grüne, SPD, FDP und ein Grossteil der Union – dem «Lager der Antidemokraten» gegenüberzustellen, angeführt von der AfD und aufgefüllt mit den «allzu Konservativen» aus der Union, vertiefte Deutschlands gesellschaftliche Polarisierung. Womöglich bringt das die CDU auch noch um die Wählerschaft der Werteunion. Also ist das «bürgerliche Deutschland» nun so aufgesplittert und zerstritten wie das «linke» Deutschland. Wie schade, dass politische Kurzsichtigkeit die CDU an der Fortführung ihrer einst staatsdienlichen Integrationsleistung hinderte!

Werner J. Patzelt ist emeritierter Professor für Politische Systeme und Systemvergleich an der TU Dresden und Forschungsdirektor am Mathias Corvinus Collegium in Brüssel.

Liebe taz

Endlich ist bei euch der Groschen gefallen: Eine linke, antiautoritäre Zeitung, die sich der Regierungspropaganda verschreibt, landet in einer Aporie, einer gedanklichen Sackgasse! Einer eurer Redakteure schrieb zu den jüngsten Übergriffen der Ministerinnen Faeser und Paus: «Diese Woche häufen sich – mal wieder – die schlechten Nachrichten zu Grundrechten in der liberalen Demokratie, zur Presse- und Meinungsfreiheit.»

Tatsächlich: Ministerin Paus will «Verächtlichmachung des Staates auch unterhalb der Strafbarkeitsgrenze» verhindern, was Verfassungsrechtler wie Dietrich Murswiek oder Hans-Jürgen Papier als Bruch des Grundrechts auf freie Meinungsäußerung erkennen – und von diesem Recht lebt der Journalismus wie keine andere Branche. Wie dieses Duo, gemeinsam mit dem gefügigen Verfassungsschutzpräsidenten Thomas Haldenwang, derzeit unsere Rechtsordnung umzu-



Reichlich autoritär:
Logo der Tageszeitung, kurz taz.

pflügen versucht, sollte nicht nur euch tazlern, sondern der ganzen Branche eiskalte Schauer den Rücken runterjagen.

Naturgemäss, ihr linken Gauner, haben eure Bedenken einen erheblichen Drall. Ihr erkennt zwar autoritäre Schlagseiten bei euch selbst, wenn ihr in der Vergangenheit gefordert habt, man müsse «alle rechtsstaatlichen Möglich-

keiten ausschöpfen», um politisch Unliebsamen «Angst» zu machen. Gleichzeitig habt ihr Angst davor, dass es damit gelingen könnte, «den beliebten Demospruch «Deutschland verrecke» strafrechtlich zu verfolgen».

Tja, so ist das, die Dialektik mag unbequem sein, aber, wie Botho Strauss schon vor Jahrzehnten feststellte, «es denkt sich automatisch klüger mit ihr». Aber den lest ihr ja nicht. Im Übrigen könnt ihr darauf vertrauen, dass die rot-grüne Regierung euren «beliebten Demospruch» auch ohne eure Mithilfe umsetzt. Um dafür einen anderen Intellektuellen zu zitieren: «Deutschland schafft sich ab». Der allerdings heisst Thilo Sarrazin, und der taucht in euren Spalten nur auf, wenn es darum geht, ihn reichlich autoritär in den Boden zu stampfen. Bessert euch!

Mit freundlichen Grüßen
Matthias Matussek

BARTAK





INSIDE WASHINGTON

Genug gezahlt für den «ewigen Krieg»

Präsident Joe Biden ist entsetzt über den Widerstand der Republikaner gegen zusätzliche militärische Mittel für die Ukraine und sagte Reportern auf dem Rasen des Weissen Hauses: «Es ist einfach schockierend. So etwas habe ich noch nie gesehen.» Anfang Februar hat der Senat ein 95-Milliarden-Dollar-Paket für die nationale Sicherheit, in dem sechzig Milliarden Dollar für die Ukraine enthalten sind, mit den Stimmen von 22 Republikanern und fast allen Demokraten verabschiedet. Der ganze Druck richtet sich nun auf den Sprecher des Repräsentantenhauses, Mike Johnson, der versucht, den «America first»-Flügel der Republikaner zu steuern, der das, was der Abgeordnete Matt Gaetz aus Florida als «ewigen Krieg» bezeichnet, entschieden ablehnt.

Die amerikanische Öffentlichkeit beginnt angesichts der Milliarden, die in ihrem Namen in der Ukraine ausgegeben werden, zu zweifeln. Im August 2023 stellte CNN fest, dass 55 Prozent der Amerikaner der Meinung waren, der Kongress solle keine zusätzlichen Mittel bewilligen, während 51 Prozent sagten, die USA hätten bereits genug getan. Eine Gallup-Umfrage vom November ergab, dass vier von zehn Amerikanern der Meinung sind, die USA täten zu viel, während es sechs Monate zuvor noch 23 Prozent waren. Eine AP-Umfrage aus demselben Monat ergab ebenfalls, dass 45 Prozent der Öffentlichkeit der Meinung sind, die USA täten zu viel, darunter 59 Prozent Republikaner. Eine Mehrheit der Republikaner ist jedoch auch zutiefst besorgt, dass der Einfluss Russlands eine direkte Bedrohung für die Vereinigten Staaten darstellt.

Biden behauptet, dass der Widerstand gegen eine weitere Finanzierung der Ukraine «Putin in die Hände spielt». Viele Republikaner sind jedoch der Meinung, dass eine Beendigung des Krieges auf dem Verhandlungsweg die beste Lösung ist.

Amy Holmes

PERSONENKONTROLLE

Johannis, Rutte, Mary Poppins, Trump, Prinz Harry, Schulz, von der Leyen, Rees-Mogg, Michel, Gauck, Putin

Klaus Johannis, stilles Wasser, strebt nach Höherem. Aus heiterem Himmel hat Rumäniens Staatspräsident in letzter Minute seinen Hut für das Amt des Nato-Generalsekretärs in den Ring geworfen. Viel nützen wird es ihm nicht. Die meisten Mitgliedsstaaten sind für **Mark Rutte**, Noch-Premier der Niederlande.

Mary Poppins, Kinderschwarm, ist nicht mehr jugendfrei. In Grossbritannien ist der Filmklassiker von 1964 nur noch mit elterlicher Aufsicht zumutbar – wegen «diskriminierender Sprache». Zwei Mal falle der Begriff «Hottentotten», den Weisse für Schwarze verwendet haben. Nur: Im Film bezieht er sich auf von Russ schwarzgefärbte Schornsteinfeger.

Donald Trump, Aufsteiger, schießt gegen einen Prinzen der alten Kolonialmacht und droht **Prinz Harry** mit der Ausweisung aus den USA. Er hätte nie eine Aufenthaltsgenehmigung erhalten dürfen, weil er einmal Drogen genommen habe – wie Harry in seiner Autobiografie einräumt. Zudem, so der Ex-Präsident kryptisch, habe König Charles' Zweitgeborener «die Königin verraten».

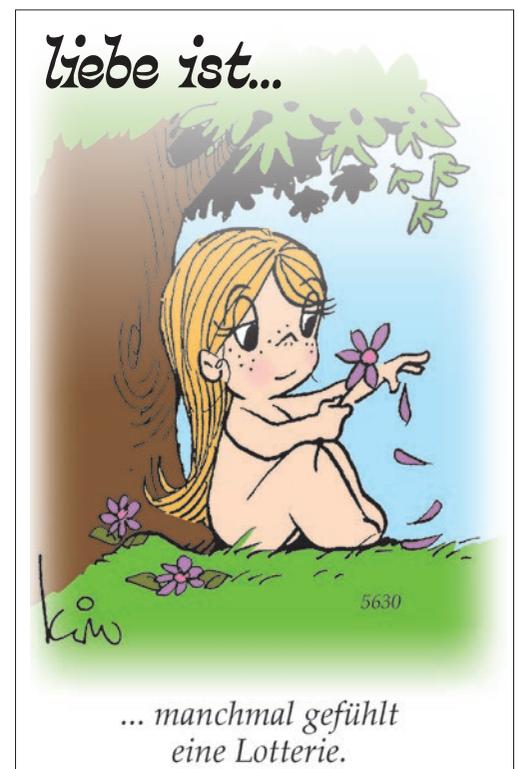
Martin Schulz, Erfinder, ist zerknirscht über den Missbrauch des von ihm erfundenen Spitzenkandidatenmodells für die EU-Wahlen. Dass die CDU Kommissionschefin **Ursula von der Leyen** einfach so auf den Schild gehoben habe, sei «ein Fehler», sagte der SPD-Politiker, der einmal Präsident des Europaparlaments gewesen ist. Jetzt sollte sie wenigstens anstandshalber zurücktreten, weil sie als Amtschefin nicht Kandidatin sein könne.

Jacob Rees-Mogg, Exzentriker, erkennt Freund und Feind am Milchgenuss. Im TV erläuterte der für seinen altmodischen Habitus und Duktus bekannte britische konservative Politiker den Unterschied: «Nur Liberale trinken fettarme Milch, die zu ihren Kunstleder-sandalen passt. Vollfette, cremige Milch nährt den inneren Tory.»

Charles Michel, Auslaufmodell, hat es sich selbst mit engen politischen Freunden verdorben. Erst kandidierte der scheidende EU-Rats-Vorsitzende für die Europawahl, dann machte er einen Rückzieher. Für einen Vertrauten keine Überraschung: «Wenn er drei Optionen hat, wählt er immer die schlechteste.»

Joachim Gauck, Moralapostel, hat es Kremlchef **Wladimir Putin** gezeigt. Als Bundespräsident habe er den Russen einmal gefragt: «Ist es nicht merkwürdig, dass wir beide uns hier im Schloss Bellevue begegnen – wenn wir uns vorstellen, wo wir beide vor knapp dreissig Jahren waren?» Er habe darauf angespielt, dass er Pfarrer und Putin KGB-Agent in der DDR war. Letzterer habe nur auf «diese typische putinsche Art» gelächelt.

Zusammengestellt von Wolfgang Koydl



«Kampf gegen rechts»

Wie sich die Guten gegen Kritik abschirmen.



In den vergangenen Wochen waren in Deutschland nach Angaben der Veranstalter etwa dreieinhalb Millionen, nach Angaben der Polizei etwa zwei Millionen Menschen an Demonstrationen «gegen rechts» beteiligt. Nur ein politischer Narr kann sich von der schieren Teilnehmerzahl nicht beeindruckt fühlen. Es waren die grössten massenhaften Demonstrationen seit dem Untergang der DDR 1989 – vergleichbar allenfalls den westdeutschen Massenaufmärschen im Kampf gegen die atomare Nachrüstung 1982/83.

Im Kampf gegen die Nachrüstung marschierten die Demonstranten allerdings vor über vierzig Jahren gegen den Geist der Zeit und waren letztlich erfolglos. Helmut Kohl setzte die Nachrüstung gemeinsam mit Ronald Reagan durch, und sie war ein wichtiger Baustein für den Untergang von Ostblock und kommunistischer Diktatur nur wenige Jahre später. Dagegen schwangen die grossen Demonstrationen in der DDR kurz vor dem Mauerfall im Rhythmus des Zeitgeistes. Sie beschleunigten den Untergang von DDR und Staatssozialismus, beides wäre allerdings sowieso unvermeidlich gewesen.

Die Anziehungskraft der heutigen Demonstrationen «gegen rechts» besteht in der Unschärfe des Feindbildes, verbunden mit dem angenehmen Gefühl, in jedem Fall zu «den Guten» zu gehören. Die grosse Teilnehmerzahl zeigt aber auch eine emotionale Dringlichkeit in Teilen der Gesellschaft an, die man nicht einfach wegreden kann.

Entkleidet man die Motivation für diese Demonstrationen und das ihnen innewoh-

nende Feindbild von jeder Polemik, so geht es im Kern um den Umgang mit Migration:

— Wollen wir in Deutschland als Deutsche und Europäer leben, so, wie dies Polen, Franzosen, Italiener oder Dänen in ihren Ländern tun, dann müssen wir Einwanderung von ausserhalb Europas grundsätzlich steuern und gegebenenfalls auch begrenzen. Die Folge: Nicht jeder, der dies möchte, darf auch zu uns kommen.

— Sehen wir aber den Nationalstaat und auch den Schutz der europäischen Aussengrenzen als historisch obsolet an und glauben wir an die historisch unaufhaltsame Entwicklung zu einer Weltgesellschaft, dann sollten wir

Die Anziehungskraft der Demos «gegen rechts» besteht in der Unschärfe des Feindbildes.

unsere Aussengrenzen mehr oder weniger bedingungslos offenhalten und grundsätzlich jeden willkommen heissen und in unseren Sozialstaat aufnehmen, der auf irgendeine Weise seinen Weg nach Deutschland findet.

Beide Haltungen führen zu konkreten Konsequenzen, wenn man sie in der Wirklichkeit umsetzen will:

— Im ersteren Fall führt kein Weg an einem grundsätzlich veränderten europäischen und deutschen Grenzregime vorbei. Massenhafte Abweisungen an den Aussengrenzen, die auch wirksam durchgesetzt werden, sind dann unvermeidlich.

— Im letzteren Fall wird das Wohlfühlregime des deutschen und des europäischen Sozialstaats unfinanzierbar.

Die massenhaften Demonstrationen «gegen rechts» haben viele Antriebsquellen, die ehrlichen Gefühle guter Menschen gehören auch dazu. Sie spiegeln aber auch eine kollektive Weigerung in grossen Teilen der Gesellschaft wider, den beiden Alternativen, die im Ergebnis zur Wahl stehen, wirklich klar ins Auge zu sehen. Moralisch gesehen, möchte man den Kuchen essen und behalten.

Das wird, so meine Einschätzung, natürlich nicht funktionieren:

— Grüne, Linke und SPD haben sich offenbar mehr oder weniger bedingungslos für die Fortsetzung des migrantischen Illusionstheaters entschieden. Ihr kombinierter Stimmenanteil ist seit der Bundestagswahl von 45,4 auf jetzt rund 33 Prozent gefallen.

— FDP und Union sind bei Migrationsfragen im Schwankungsmodus. Ihr kombinierter Stimmenanteil ist seit der Bundestagswahl mit 34 bis 36 Prozent praktisch unverändert.

— Dagegen haben die beiden einwanderungskritischen Parteien, die AfD und das neue Bündnis Sahra Wagenknecht, ihren Stimmanteil von 10,3 auf rund 24 Prozent gesteigert.

Der Kampf um die künftige Migrationspolitik wird in Deutschland mit den harten Bandagen der öffentlichen moralischen Verdammung geführt. Auch die katholischen Bischöfe haben sich jetzt auf die Seite der «Guten» geschlagen. Man wird sehen, wem das nützt oder schadet.



Männer schleppen die schweren Waren.

Männer sind einfach unersetzlich

Der Feminismus hat gesiegt. Männlichkeit gilt heute als Abweichung vom Normalen. Falsch! Ohne Männer hätten wir Chaos und Anarchie statt Ordnung und Sicherheit.

Walter Hollstein

Wegen eines Sturmtiefs über der Nordsee ist vor kurzem ein Frachter mehrere Stunden vor der deutschen Küste getrieben. Notschlepper wurden zu dem Havarierten entsandt; Männer sicherten den Frachter in einer sechsstündigen, lebensgefährlichen Aktion. Ansonsten wäre das Schiff zu einem Risiko für die Küste geworden. Speziell ausgebildete Seemänner wurden dazu von einem Hubschrauber auf den Frachter abgeseilt. Bei Windstärke 10 seien die Wellen auf der Nordsee sechs bis sieben Meter hoch gewesen.

Bei den Rettungsaktionen in Tschernobyl und am 11. September 2001 in New York sind ausschliesslich männliche Helfer gestorben. Auch alle Feuerwehrleute, die beim Brand der Notre-Dame in Paris zum Einsatz kamen, waren Männer. Was wären wir ohne Männer?

Man muss dazu nicht unbedingt auf Katastrophen und Heldentaten rekurren; es reicht, sich einfach nur mal umzuschauen.

Aus dem Fenster, beim Weg zur Arbeit, bei Kommissionen et cetera. Männer schleppen die schweren Waren in der Nacht in die Supermärkte, transportieren Lebensmittel, Geräte, Ersatzteile; sie reparieren Dächer und Stromleitungen und Strassen; sie holen den Kehricht in aller Herrgottsfrühe, die schädlichen Entsorgungsgüter, heben Schächte aus für die Strom- und Kommunikationsverbindungen. Männer üben nicht nur die dreckigsten Berufe aus wie etwa im Tiefbau, bei der Gummiverarbeitung oder der Abwasserreinigung, sondern auch die gefährlichsten im Hochbau, im Sicherheitswesen, beim Gleisbau, in Feuerwehr, Katastrophenschutz oder Bergwerken.

Wenn der Lokführer krank wird

Das Verhältnis von männlichen zu weiblichen Opfern bei den Einsätzen von Polizei, Feuerwehr, Ambulanz, Sanität, Katastrophendiensten und technischem Hilfswerk beträgt 98:2.

Die Pariser Zeitung *Le Monde* hat jüngst berichtet, dass in Frankreich täglich zwei Männer im Beruf sterben, ohne dass das öffentlich zum Thema wird. Bezeichnender Titel des Artikels: «Les accidents du travail tuent en silence», Berufsunfälle töten im Stillen. In Deutschland konstatiert die IG Bau: «In diesem Jahr ist rein statistisch alle vier Tage ein Bauarbeiter tödlich verunglückt.»

Sobald Männer fehlen, droht die Krise. Wenn Camionfahrer fehlen, bricht die Nahrungskette zusammen und überhaupt die Versorgung mit lebenswichtigen Gütern; wenn Handwerker nicht zur Verfügung stehen, repariert niemand die Waschmaschine, den Herd oder was auch immer. Wenn der Lokführer krank wird und kein Ersatz bereitsteht – wie häufig in der letzten Zeit –, fällt der Zug der SBB aus. Anders als beim Thema der Pflegekräfte wird dabei bemerkenswerterweise das Geschlecht nie eigens betont. Ohne die Männer im Tiefbau hätten wir weder

Strom noch TV, ohne die Männer in Polizei und Militär Chaos und Anarchie statt Ordnung und Sicherheit.

Das wird weder gewürdigt noch verdankt. Stattdessen sind die Medien voll von Männer-schelte, Männer-Bashing, Spott und Hohn über die schrecklichen «altenweissen Männer». Volkes Meinung ist allerdings manchmal etwas anders. In *20 Minuten* merkt ein älterer Leser an: «Alte weisse Männer? Sind das die, die jahrelang Steuern bezahlt haben, mit denen die Schulen, Universitäten, Strassen und Eisenbahnen sowie Spitäler und Alters- und Pflegeheime gebaut wurden? Sind das die, die jahrzehntelang die Institutionen für die Jungen bezahlt haben? Und sind das die, die jahrelange Erfahrungen gesammelt haben, was möglich ist und was nicht, was funktioniert oder nicht, die sich noch für das Wohlergehen der Schweiz eingesetzt haben; die noch 45 oder 50 Stunden pro Woche gearbeitet haben und nur zwei Wochen Ferien hatten?»

Aristoteles, Michaelangelo, Darwin

Männlichkeit hat derzeit ein schlechtes Image, ein ganz schlechtes; Männlichkeit wird nur noch mit Belästigung, Vergewaltigung, Umweltzerstörung oder Kriegslust in Verbindung gebracht. Diese entwertende Darstellung des Mannes ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Das ist eine historische Zäsur. Der Mann galt über Jahrhunderte als Schöpfer von Zivilisation und Kultur; er war verantwortlich für den Schutz und den Fortbestand des Gemeinwesens. Beethoven spricht mit Schillers Ode «An die Freude» vom «Männerstolz vor Königsthronen» und meint das mutige männliche Einstehen für Freiheit und Selbstbestimmung. Apostelgeschichte 13, Vers 22, fordert den «Mann nach dem Herzen Gottes», und das impliziert Güte, Verantwortung und Fürsorge für den Nächsten.

Der grosse Berliner Soziologe Georg Simmel hat in seinem Buch «Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter» angemerkt: «Unsere Kultur ist, mit Ausnahme ganz weniger Provinzen, durchaus männlich. Männer haben die Industrie und die Kunst, die Wissenschaft und den Handel, die Staatsverwaltung und die Religion geschaffen, und so tragen diese nicht nur objektiv männlichen Charakter, sondern verlangen auch zu ihrer immer wiederholten Ausführung spezifisch männliche Kräfte.»

Die *Washington Times* hat anlässlich der Wirren um die Harvard-Universität an die grosse Bedeutung von Männern für unsere Institutionen erinnert – ohne jene der Frauen zu vernachlässigen: «The rise and fall of white men and the institutions they built». Ohne diese weissen Männer hätte es Kunst und Architektur der Antike nicht gegeben, nicht die klassische Philosophie eines Platon oder Aristoteles, nicht die geschichtsprägenden Kunstwerke eines Michelangelo oder eines Leonardo da Vinci.

Der Essay verweist vor allem auch auf die technischen und naturwissenschaftlichen Innovationen: Charles Darwin, Isaac Newton, Benjamin Franklin – um nur gerade einige wenige zu nennen. Ohne ihre Arbeit hätte es keine Dampf- und Verbrennungsmotoren gegeben, und damit wären wir ohne Dampfschiffe, Eisenbahnen oder Flugzeuge geblieben. Auch die wesentlichen Entdeckungen der Neuen Welt hätte es ohne diese Männer –

«Wir Frauen wissen nicht so genau, warum die Männer da sind. Sie sind halt da, und das ist schlimm genug.»

Marco Polo, Kolumbus, Magellan – nicht gegeben. Schliesslich: Die Abwehr der Türken vor Wien, die Unabhängigkeitskriege gegen Napoleon, die Befreiung vom Faschismus oder die Kämpfe gegen das koloniale Joch sind vor allem Männerleistung.

Doch solcher Männerwert ist in Vergessenheit geraten, und Männerdank gibt es sowieso nicht mehr, und wenn, wirkt das eher komisch. Der Bruch mit dem alten Männerbild wird registriert zu Beginn der siebziger Jahre, als der Feminismus – vor allem in seiner vulgären Ausdrucksform von Andrea Dworkin oder Luise F. Pusch – beim Kampf gegen das Patriarchat auch das männliche Subjekt gnadenlos zerlegt. Was ein grosser Teil des Feminismus an Zuschreibungen entworfen hat, transportiert eine aggressiv-feindselige und herabsetzende Haltung gegenüber Männern aufgrund ihres Geschlechts. Im Gegensatz dazu erscheinen Frauen als das gute Geschlecht; sie werden von Natur aus als friedlich, menschenfreundlich und sozial dargestellt.

Deutungen des Vulgärfeminismus

Ihre Liebeshwürdigkeit macht sie zu Opfern der Männer. In ihrem Buch «Pornografie. Männer beherrschen Frauen» konstatiert Andrea Dworkin: «Terror strahlt aus vom Mann, Terror erleuchtet sein Wesen, Terror ist sein Lebenszweck.» Luise F. Pusch notiert in «Feministische Linguistik»: «Wir Frauen wissen nicht so genau, warum die Männer da sind. Ehrlich gesagt, haben wir uns diese Frage wohl auch kaum je gestellt. Sie sind halt da, und das ist schlimm genug. Wir fragen uns wohl, wie wir ihnen am besten entkommen und ihre monströsen Hervorbringungen überleben können.» In ihrem Bestseller «Frauen» setzt Marilyn French Männer umstandslos mit Nazis gleich.

Der Übergang von der verbalen zur physischen Militanz ist dabei nur konsequent: «Ich möchte einen Mann zu einer blutigen Masse geprügelt sehen», notiert Dworkin, «mit einem hochhackigen Schuh in seinen Mund gerammt wie ein Apfel in dem Maul eines Schweins.» Schon 1969 hatte Valerie Solanas ihr «Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer»

formuliert. Der Mann sei schlecht, böse, unnützlich und überflüssig. «Die Vernichtung sämtlicher Männer ist daher eine gute und rechtliche Tat; eine Tat, die sich zum Wohl der Frauen [...] auswirken würde.» Auch da blieb es nicht bei der «Theorie»; Solanas versuchte Andy Warhol zu ermorden und verletzte ihn schwer.

Die männliche Geschichte wird in diesem Vulgärfeminismus präsentiert als eine Abfolge von Kriegen, Brutalität, Zerstörung, Unterdrückung und Gewalt; ihre Akteure sind Judas, Nero, Brutus, Napoleon, Hitler, Stalin, Radovan Karadzic, Saddam Hussein oder Charles Manson. Inzwischen wird Männlichkeit ganz selbstverständlich als eine Art Abweichung vom Normalen beschrieben. Eigenschaften von Männlichkeit – einst hochgelobt – werden heute negativ umgedeutet: Autonomie wird zur Beziehungsunfähigkeit, Leistungswille zur Karrieresucht oder Disziplin zum Mangel an Spontaneität. Männlichkeit findet sich damit zunehmend in einem pathologischen Kontext von Abweichung, Dissozialität und Verbrechen.

Standfestigkeit und Frustrationstoleranz

Das hat mittlerweile Folgen, die für die Gesamtgesellschaft schädlich sind: Verärgerte oder verunsicherte Männer zögern, eine Partnerschaft einzugehen. Der Kinderwunsch von jungen Frauen ist heute markant höher; viele junge Männer trauen es sich einfach nicht mehr zu, für Familie und Kinder verantwortlich zu sein. Laut dem Bundesamt für Statistik leben inzwischen mehr als 30 Prozent der 18- bis 34-jährigen Männer allein und wollen auch keine Beziehung. Das ist nachgewiesenermassen ein wichtiger Grund für die sinkende Geburtenrate. Auch immer mehr Arbeitgeber klagen über ihre männlichen Auszubildenden. Ihnen fehle es an Disziplin, Wille zur Kontinuität, Standfestigkeit und Frustrationstoleranz. Das bestätigt auch das Lehrpersonal. Der prototypische Problemschüler ist heute männlich.

Das hat Auswirkungen auf das Sozialsystem: Arbeitslosenentgelt, Frühinvalidität, Ansteigen der Sozialhilfe. Dies wird die Wirtschaft verstärkt zu spüren bekommen: Männliche Fachkräfte werden auf dem Arbeitsmarkt fehlen, was wiederum die Problematik der Immigration ausländischer Arbeitskräfte verschärft. Dramatisch bewertet die amerikanische Psychologin Helen Smith diese Gesamtentwicklung in ihrem Buch «Men on Strike»: Junge Männer würden sich zunehmend verweigern und aus der Gesellschaft verabschieden. Die Abwertung der Männlichkeit wird damit zum Problem und zum Kostenfaktor für die ganze Gesellschaft. Auch das sollte endlich bedacht werden.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie, Träger des Deutschen Sachbuchpreises, Gutachter des Europarates für Männerfragen und Autor («Was vom Manne übrig blieb»).

Katzenkampf unter Wirtschaftsweisen

Frauen streiten anders als Männer, schrieb Stefan Zweig in «Maria Stuart». Die deutsche Gegenwart bestätigt die Beobachtung des Jahrhundertschriftstellers.

Oliver Stock

Was in diesem Gremium mit dem sperrigen Namen «Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung» gerade passiert, hat der wunderbare Stefan Zweig in seiner Biografie über Maria Stuart, die gleichzeitig eine Biografie über ihre grosse Gegenspielerin Elisabeth I. ist, einst so beschrieben. Es geht um den Machtkampf zwischen den beiden Frauen: «Wäre doch», schreibt der Dichter, «nur die Art nicht so erbärmlich kleinlich, in der er durchfochten wird!» Schuld sei «die Schwäche ihres Geschlechts», der Umstand, dass «trotz ihrem überragenden Format beide Frauen immerhin Frauen bleiben». Und dann spekuliert Zweig: «Ständen statt Maria Stuart und Elisabeth zwei Männer, zwei Könige einander gegenüber, es käme sofort zu scharfer Auseinandersetzung, zu klarem Krieg. Anspruch stellte sich schroff gegen Anspruch, Mut gegen Mut. Der Konflikt Maria Stuarts und Elisabeths dagegen entbehrt dieser hellen männlichen Aufrichtigkeit, er ist ein Katzenkampf.»

Minister erhalten Mails

Der aktuelle Katzenkampf geht so: Von den fünf Mitgliedern des Gremiums, die sich der Einfachheit halber auch Wirtschaftsweisen nennen, haben vier ihre Kollegin Veronika Grimm in einer gemeinsamen Erklärung ganz offen zum Rücktritt aufgefordert, weil sie sich beim Energietechnik-Unternehmen und Beinahe-Pleitekandidaten Siemens Energy (SEAG) in den Aufsichtsrat wählen lassen wollte. Der Aufsichtsratsposten gefährdet nach Ansicht der anderen Wirtschaftsweisen die Unabhängigkeit ihres Gremiums. So jedenfalls ist der Tenor in zahlreichen E-Mails, die nach aussen gesickert sind. «Deshalb möchten wir dich bitten, dich im Falle einer Wahl in den SEAG-Aufsichtsrat für eines der beiden Mandate zu entscheiden», lautet eine davon. Das Ganze ist eine Art der Kommunikation, die es in dieser Form noch nie zuvor gegeben hat, seit das Gremium 1963 gegründet wurde. Um ihrer Meinung noch mehr Gewicht zu verleihen, haben die Beteiligten in ihren Mails gleich die nahestehenden Minister für Wirtschaft, Robert Ha-



Unbändige Maria: Veronika Grimm.



Krallen der Elisabeth: Monika Schnitzer.

beck, und Finanzen, Christian Lindner, in Kopie gesetzt. Dabei sind die nur Zuschauer: Die Regierung beruft zwar ihre Wirtschaftsweisen. Einmal im Gremium, sind sie aber völlig unabhängig. Niemand kann sie feuern, sie bleiben, solange ihre Verträge laufen, es sei denn einer wirft vorher hin – und das soll jetzt Veronika Grimm tun.

Denn sie, die als Expertin für die Energiewende gilt, hat die Warnungen in den Wind geschlagen und sich in den Aufsichtsrat wählen lassen. Das Ganze geriet auf der Hauptversammlung jüngst zum Debakel, weil Grossaktionär Siemens gegen Grimm stimmte. Auch dort sieht man den Interessenskonflikt; am Ende genügten die Siemens-Nein-Stimmen jedoch nicht, um Grimms Berufung zu verhindern.

Veronika Grimm ist die eine Frau, im zweigleichen Sinne wäre sie die unbändige Maria. Die andere, die Elisabeth, die den Machtkampf am Ende gewann und ihre Widersacherin 1587 enthaupten liess, ist in diesem Fall die einfluss-

Schuldenbremse lockern? Warum nicht, sagt das Gremium – nur Grimm ist dagegen.

reiche Chefin der Wirtschaftsweisen, Monika Schnitzer. Sie fährt die Krallen aus und sieht offiziell einen Interessenskonflikt darin, wenn Grimm beide Aufgaben auf einmal übernimmt. Die Öffentlichkeit sei heute sensibler in solchen Fragen, mutmasst sie. Diese Einschätzung ist allerdings neu. Denn früher war es für die Wirtschaftsweisen nie ein Problem, nebenbei auch noch Ratschläge in Aufsichtsratsgremien zu ver-

teilen. So war einer der Vorgänger Schnitzers und Grimms, der ehemalige Wirtschaftsweise Bert Rürup. Er galt seinerzeit als Rentenexperte und war zugleich Aufsichtsratsvorsitzender der Axapensionskasse. Die ehemaligen Ratsmitglieder Wolfgang Franz, Jürgen Donges und Beatrice Weder di Mauro waren auch mit mehreren Wässern gewaschen. Franz sass im Aufsichtsrat von Energie Baden-Württemberg (EnBW), Donges hatte ein Mandat bei der Mannesmann AG inne, und Weder di Mauro sass bei Thyssenkrupp im Kontrollgremium. Gestört hat das nie jemanden.

Hochform in Talkshows

Wenn Schnitzer das nun anders sieht, kann das damit zusammenhängen, dass sie eine eigene Perspektive auf die Kollegin Grimm hat, die genauso wie sie den Rat anführen wollte, aber gegen Schnitzer unterlag. Das hindert Grimm bis heute nicht daran, in Talkshows zur Hochform aufzulaufen. Genauso wie Schnitzer. Zuletzt übte Grimm harte Kritik an der Energiepolitik von Habeck. Politiker der Unionsparteien nahmen das positiv auf. Die FDP lobte ihre marktliberale Wirtschafts- und Energiepolitik. Grimm steht in diesen Zeiten als einzige der Wirtschaftsweisen für die Instrumente der Angebotspolitik. Schuldenbremse lockern? Warum nicht, sagt das Gremium – nur Grimm ist dagegen. Vor diesem Hintergrund und weil Grimm das Recht auf ihrer Seite hat – ihr Vorgehen ist juristisch einwandfrei –, klingt der von Schnitzer angeführte Feldzug gegen sie eher nach Katzenkampf. Der Schachzug, die Sache an die Öffentlichkeit zu bringen, war jedenfalls kein zärtliches Schnurren.

Es lebe das Bildungsbürgertum

Beneidenswertes Deutschland. Es ist das einzige westliche Land ohne Zeitungssterben.



Rund eintausend Demonstranten protestierten beim Rathaus in Hildesheim gegen den Ukraine-Krieg. Das Musical «Die Schöne und das Biest» hatte Premiere im Theater Liberi. Und die Sperrung der Rathausstrasse ist ein Problem.

Drei aktuelle News aus der *Hildesheimer Allgemeinen Zeitung*, gekürzelt HAZ. Es sind drei News aus der ältesten noch erscheinenden Zeitung der Welt. Die *Hildesheimer Allgemeine* gibt es seit 1705.

Die *Hildesheimer Allgemeine* ist erst seit acht Monaten das älteste existierende Blatt dieses Planeten. Bis dahin war es die *Wiener Zeitung*, die schon 1703 entstanden war. Doch im letzten Juni ging das Blatt ein. Die verkaufte Auflage war auf gerade mal 8000 Exemplare abgerutscht.

Das ist der Unterschied zwischen Österreich und Deutschland. In Österreich, wie in allen westlichen Ländern, verschwinden gedruckte Zeitungen, weil sie unrentabel geworden sind. Auch führende Blätter gingen ein, wie etwa der *Independent* in England, der *Tucson Citizen* und die *Santa Barbara News* in den USA, *Le Matin* in der Schweiz und *Diario 16* in Spanien.

In Deutschland verschwand in den letzten Jahrzehnten nur eine einzige Tageszeitung. Es war die *Financial Times Deutschland*, die von Anfang an eine Missgeburt gewesen war. Nach ihrer Gründung im Jahr 2000 schrieb sie zwölf Jahre lang Verluste, bis der Verlag von Gruner + Jahr endlich und barmherzig den Stecker zog.

Sonst aber ist Deutschland eine wunderbare Zeitungsnation geblieben. 319 Tageszeitungen mit einer Gesamtauflage von 10,6 Millionen gibt

es noch. Selbst in Kleinstädten wie Unna, Traunstein, Celle, Baden-Baden und Weiden drucken sie Tageszeitungen, deren Redaktionen, unabhängig von Grossverlagen, in Eigenregie eine Vollzeitung produzieren. Solch publizistische Idylle gibt es sonst in Europa nirgendwo mehr.

Selbst scheinbar hoffnungslose Fälle überleben hier. 2012 etwa musste die *Frankfurter Rundschau* Insolvenz anmelden. Prompt wurde sie von einem Konsortium gerettet, zu dem auch der lokale Rivale der FAZ gehörte. Als 2014 die Münchner *Abendzeitung* in Konkurs ging, sprang der regionale Verleger des *Straubinger*

Der deutsche Bildungsbürger hat zu allen Zeiten Zeitung gelesen. Er tut es noch heute.

Tagblatts ein und übernahm die überschuldete Zeitung. In Frankfurt wie München überlebten die Blätter bis heute.

Sie überlebten auch darum, weil sie eine ambitionierte Preisstrategie fuhren. Das Abonnement der *Frankfurter Rundschau*, inklusive E-Paper und digitalem Zugriff, kostet heute 814 Euro im Jahr. Auch regionale Titel wie die *Hildesheimer Allgemeine* kosten über 700 Euro im Jahr.

700 bis 800 Euro im Jahr für eine Zeitung. Damit wären wir beim wichtigsten Grund für diese erstaunliche Stabilität der deutschen Zeitungslandschaft.

In Deutschland hat sich eine gesellschaftliche Gruppe erhalten, die man früher Bildungsbürgertum nannte. Es gibt bis heute beträchtliche Restbestände dieser Gruppe. Sie hat kein

Problem damit, recht viel Geld für eine Tageszeitung zu investieren, weil dies nicht eine Frage der Kosten, sondern eine Frage des Lifestyles ist.

Das Bildungsbürgertum legt Wert auf humanistische Bildung. Es will gut informiert sein über die Vorgänge in der Welt, in der Nation und in der Region. Es verachtet Fanatismus und ist interessiert an unterschiedlichen Meinungen zu Gesellschaft und Politik.

Der deutsche Bildungsbürger hat zu allen Zeiten Zeitung gelesen. Er tut es noch heute, und er tut es in erstaunlich hoher Masse auf Papier. Er liebt das Knistern des Blatts in den Händen und den Geruch nach Druckerschwärze, diesem «sweet smell of printer's ink», wie ihn der britische Autor Michael Frayn in seinem Roman über die Zeitungsbranche beschreibt.

Zeitungen zu lesen, ist ein Persönlichkeitsmerkmal. Es sagt, dass sich jemand gelassen zurücklehnen kann und nicht andauernd Sprechchöre zu intonieren braucht.

Nun ist aber das Bildungsbürgertum mit diesem Stil eine bedrohte Spezies. Die öffentliche Diskussion in Deutschland proletarisiert sich. Vor allem seit Linksgrün an der Macht ist, verroht der Diskurs zusehends. Gebrüll und Geschrei ersetzen die Argumentation. Auch in den Zeitungen wird der Ton gehässiger. Von Aiwanger bis Remigration jagen sich ideologisch hochgeblasene Diffamierungskampagnen.

Hoffen wir also, dass der deutsche Bildungsbürger überlebt. Solange es diese etwas elitäre Schicht gibt, wird es auch kein Zeitungssterben geben.

Kunst des Obenbleibens

Deutschlands Bürgerliche surfen auf den Wellen des Zeitgeists. Sie nennen diese Politik pragmatisch – bis zum Untergang.

Alexander Wendt

Auf der Internationalen Handwerksmesse in München begegnete Bayerns Ministerpräsident Markus Söder sich kürzlich gewissermassen selbst, nämlich dem Markus Söder von vor dreizehn Jahren. Der CSU-Vorsitzende sass auf einem Diskussionspodium neben dem grünen Wirtschaftsminister Robert Habeck und glaubte, seinen Widerpart mit dem Thema Atomkraft gut in den Schwitzkasten nehmen zu können. «Irgendwie machen es alle», erklärte Söder, womit er die Kernkraftnutzung in den anderen europäischen Ländern meinte. Das sei nun einmal eine zuverlässige und gleichzeitig CO₂-arme Methode der Stromerzeugung, und Deutschland verhalte sich absurd, wenn es jetzt, nach Abschaltung seiner letzten drei Atomanlagen, Nuklearstrom aus Frankreich importiere.

In diesem Moment setzte Habeck einen rhetorischen Hieb, der ungefähr dem Leberhaken beim Boxen entspricht – einen Schlag, der dem Gegner die Luft raubt. Er erinnerte daran, dass der Christsoziale, damals noch bayerischer Umweltminister, im Fukushima-Jahr 2011 alles dafür tat, um sich so schnell wie möglich an die Spitze der Antiatombewegung zu drängen. Bekanntlich geriet Deutschland wegen des Atomunfalls in Japan ausser sich; die öffentliche Stimmung, von den meisten Medien angefacht, rief nach einem Blitzausstieg. CDU-Kanzlerin Merkel, die eben noch eine Laufzeit-

Die Moral des Münchner Lehrstücks geht weit über Bayern, Kernkraft und die Person Söder hinaus.

verlängerung für die Kernkraft durchgesetzt hatte, bewies hier nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal ihre Geschmeidigkeit beim schnellen Positionswechsel.

Söder versuchte 2011, andere Politiker dabei noch zu überholen; er drohte mit seinem Rücktritt als Minister, sollte der Ausstieg nicht zügig genug kommen. Und rief ausserdem öffent-



Erst Blitzausstieg, dann Akutbegeisterung: Ministerpräsident Söder.

lich zu einem «Wettbewerb» unter den Bundesländern auf, wer seine Kernkraftwerke am schnellsten abschalten würde. Das alles hielt Habeck ihm im München des Jahres 2024 vor: «Damals hatten wir vierzehn Atomkraftwerke. Unter der Regierungsbeteiligung der CSU sind elf abgeschaltet worden, und drei haben wir länger laufen lassen.» Im Übrigen, meinte der grüne Vizekanzler, wäre Söders akute Begeisterung für Kernkraft glaubwürdiger, wenn er heute auch für ein Atomendlager in Bayern eintreten würde.

Milieu, das sich als Mitte versteht

Die Moral des Münchner Lehrstücks geht weit über Bayern, Kernkraft und die Person Söder hinaus. Sie zielt auf einen generellen Wesenszug

der bürgerlichen Politik in Deutschland, zu der nicht nur Union und Freidemokraten gehören, sondern auch die grossen Wirtschaftsverbände. In diesem Milieu, das sich als Mitte versteht, gilt Pragmatismus als Königstugend.

Gegen Nützlichkeitsabwägungen ist wenig einzuwenden. Auch Winston Churchill, Konrad Adenauer, Ronald Reagan und andere bürgerlich-rechte Politiker verfolgten alles in allem eine pragmatische Politik. Allerdings verstanden sie darunter die Frage, wie sie bestimmte Grundsätze am besten durchsetzen konnten. Sprechen die sogenannten Bürgerlichen in Deutschland von Pragmatismus, dann meinen sie die von Söder und Angela Merkel perfektionierte Kunst, auf Meinungs- und Erregungswellen zu hüpfen, die andere erzeugen – in der Regel

Medien im Verbund mit Kräften, die über einen festen Überzeugungskern verfügen.

Damals, 2011, als der japanische Tsunami auch jeden Energiepragmatismus in Deutschland wegschwemmte, warf Söder sein Surfbrett auf diesen Wellenkamm. Und jetzt, da eine Mehrheit in Deutschland unter dem Druck hoher Energiekosten und abschmierender Wirtschaft Atomkraft befürwortet, eben in diese Strömung. Endlager gelten in Bayern auch heute als unpopulär – also lautet seine Antwort: Siehe oben.

Als Merkel 2015 über Nacht unter dem überwiegend linken Meinungsdruck ihre Migrationspolitik umwarf, stellten sich fast alle Unionspolitiker hinter sie. Bedenken äusserten sie reichlich – allerdings fast nur in den in Deutschland so beliebten Hintergrundgesprächen mit Journalisten, aus denen nicht zitiert werden darf. Auch das reiben linke Mandatsträger und Journalisten den Unionspolitikern genüsslich ins Gesicht, die heute – in einem anderen Meinungsklima vor allem bei ihren eigenen Wählern – mehr Härte an den Grenzen fordern.

«Gegen rechts»

Merkwürdigerweise lernen die Grosspragmatiker wenig bis nichts daraus. Als die staatlich mitfinanzierte Plattform Correctiv im Januar 2024 mit einem Artikel über ein angebliches rechtes «Geheimtreffen» in Potsdam, auf dem Verschwörer «Deportationspläne» ausgeheckt hätten, mit kräftiger Hilfe anderer Medien und linker Vorfeldorganisationen eine moralische Sturmflut erzeugte, wetteiferten Unionsvertreter wieder darum, ganz oben mitschwimmen zu dürfen. Der CDU-Generalsekretär Carsten Linnemann und Sachsens CDU-Innenminister Armin Schuster gehörten zu den ersten Politikern überhaupt, die sofort den Begriff «Deportation» aufschnappten und weiterverbreiteten. Mittlerweile räumt auch Correctiv ein, das Wort sei auf der Veranstaltung gar nicht gefallen. In München wackelten sogar einige CSU-Leute auf einer Grosskundgebung «gegen rechts» mit, obwohl die linksradikale Veranstaltungsleiterin vorher öffentlich erklärt hatte, sie wolle dort keine Christsozialen und Freien Wähler sehen.

Nordrhein-Westfalens Schulministerin Dorothee Feller, CDU, rief Lehrer dazu auf, mit ihren Schülern zu den Kundgebungen zu ziehen, von denen sie weiss, dass die meisten dort nicht, wie sie behauptet, gegen Rechtsextremismus demonstrieren, sondern «gegen rechts». Und das nicht selten unter Einschluss von Linksextremisten und Hamas-Sympathisanten. In Münster untersagten die Veranstalter des Aufmarschs unter dem Motto «Münster strahlt gegen rechts» CDU- und FDP-Politikern sogar ausdrücklich, dort zu reden. Das hinderte den früheren CDU-Generalsekretär

Ruprecht Polenz und andere Parteimitglieder immer noch nicht daran, fröhlich mitzulaufen und Fotos davon auf X zu posten.

Schwarze Oberflächenbeschichtung

Ein grosser Teil der bürgerlichen Politiker glaubt, das Mitsurfen auf der «Gegen rechts»-Welle bringe ihnen einen kleinen taktischen Geländegewinn gegenüber der AfD. Dass es bei dem Sturmlauf – das illiberale Massnahmenpaket der Innenministerin Nancy Faeser ein-

Merkwürdigerweise lernen die Grosspragmatiker wenig bis nichts aus ihren Fehlern.

geschlossen – um die Delegitimierung eines ganzen politischen Spektrums geht, schieben sie entweder beiseite. Oder sie hoffen, sich rechtzeitig in Sicherheit bringen zu können, bevor die Welle über ihnen bricht.

Nachdem Merkel ihre Partei und mehr oder weniger auch das Anhängsel CSU jahrelang auf die Technik des Stimmungssurfens trimmte, gibt es in der Truppe Protagonisten wie Nordrhein-Westfalens Ministerpräsidenten Hendrik Wüst, der in seinem Land zusammen mit seinem grünen Koalitionspartner «Meldestellen» für Meinungsäusserungen «unterhalb der Strafbarkeitsschwelle» einrichtete, also Petz-Portale, weil er glaubt, den Zeitgeist so am geschicktesten bedienen zu können.

Es gibt Exekutoren vom Typ Thomas Haldenwang, Verfassungsschutzchef und Inhaber eines CDU-Parteibuchs, der treu vollzieht, was Faeser und die grüne Familienministerin Lisa Paus ihm vorgeben. Und Mitglieder wie Ruprecht Polenz, die offenbar in dem Begriff «rechts» tatsächlich ein Stigma sehen. Diese Kräfte verteidigen ihren geliebten Pragmatismus gern mit dem Hinweis, immerhin habe Merkel ja sechzehn Jahre regiert und Wüst verwalte heute das grösste deutsche Bundesland. Das trifft zu. Allerdings betrieb die CDU-Kanzlerin spätestens ab 2015 eine linke Gesellschaftspolitik mit hauchdünner schwarzer Oberflächenbeschichtung, die am Ende mehr und mehr abplatzte. Und ob Wüst oder ein Grüner Nordrhein-Westfalen regiert – dieser Unterschied zählt eigentlich nur für Wüst selbst.

Nach einem ganz ähnlichen Muster verfahren die deutschen Wirtschaftsverbände, und sie verfahren noch immer so. Als 2023 kurz die Diskussion aufflackerte, die drei letzten Kernkraftwerke zu behalten, meinte der oberste Industrielobbyist Siegfried Russwurm, diese Debatte sei jetzt durch, Atomtechnik habe in Deutschland keine Zukunft. Lange glaubten die Unternehmensverbände auch, mit viel Applaus und einigen wenigen Prisen Kritik an Robert Habecks Transformationsplänen etwas

zu erreichen und nebenbei durch das Schwimmen auf der grünen Welle noch milliarden-schwere Subventionen für ihre Betriebe einsacken zu können. Jetzt müssen sie zusehen, wie Habeck mit seinen Verbündeten Deutschlands Industrie bis auf einige grüne Lieblingsprojekte abwrackt.

Das verarbeitende Gewerbe der Bundesrepublik schrumpfte 2023 um 1,5 Prozent, die Wertschöpfung der chemischen Industrie erreichte ihren niedrigsten Stand seit 1995. Und der grosse Abbau in der Automobilindustrie, der Chemie und auf dem Bau steht noch bevor. Mittlerweile klagen Leute wie Russwurm und andere etwas lauter. Gleichzeitig beeilen sie sich, die von der Regierung gewünschten Stellungnahmen «gegen rechts» und Warnungen vor der AfD zu liefern, die in Deutschland bisher nur einen Landrat und wenige Bürgermeister stellt. Denn hier, glauben die Wirtschaftsvertreter, biete sich die nächste Welle zum Aufspringen an.

Dass der AfD selbst beim besten Unterstellungswillen keine Schuld am wirtschaftlichen Niedergang angehängt werden kann, wissen sie selbst. Aber sie hoffen, mit ihren Bekenntnissen die Politik in Berlin wenigstens so milde stimmen zu können, dass sie auf die einen oder anderen Klagen der Wirtschaft reagiert. In diesem Klima entstehen Papiere wie das des «Wissenschaftszentrums Berlin», das Unternehmen und Verbänden ernsthaft empfiehlt, Boykottaufrufe gegen die AfD zu starten und Firmen, deren Chefs sich zur Paria-Partei bekennen, aus ihren Reihen auszuschliessen. Widerspruch gibt es von den Unternehmern kaum, ebenso wenig wie von bürgerlichen Politikern. Eigentlich müssten sie wissen: Würde die AfD verschwinden, dann wären sie die nächsten Zielscheiben für die gleichen Pfeile.

Wir waren dabei

Das, was sie unter Pragmatismus verstehen, ist in Wirklichkeit nichts anderes als das Bemühen, bei jeder Welle möglichst lange oben zu bleiben. Einen Überzeugungskern empfinden sie dabei eher als hinderlich. Ihr Schiffchen besteht aus Kork, es kennt weder Steuer, Trimmgewicht noch Anker. So kommt man lange Zeit flott voran, allerdings, ohne die Richtung wenigstens einigermaßen zu bestimmen. In der Energie-, der Migrations- und der Wirtschaftspolitik, überhaupt in der Vorstellung von Gesellschaft ereigneten sich in den vergangenen Jahren gewaltige Verschiebungen. Es waren und sind die Progressiven, die Welle für Welle schoben, und zwar in Richtung von Interventionismus, Auflösung des Nationalstaats und Moralisierung sämtlicher Debatten. Die Bürgerlichen können jeweils sagen: Wir waren dabei. Bis irgendwann eine Riesenwelle anrollt, die sie unter sich begräbt.

Trumps Weg zum Sieg

Ohne Stimmen in der Mitte habe der Ex-Präsident keine Chance aufs Comeback, hören wir. Die Kritiker übersehen den zentralen Punkt dieser Wahl.

Urs Gehriger

Kaum begonnen, schon gelaufen. In den Vorwahlen der Republikaner für die Präsidentschaftskandidatur eilt Donald Trump von einem Erdrutschsieg zum nächsten. Am Sonntag deklassierte er in South Carolina seine letzte Konkurrentin. Nikki Haley erlebte in ihrem Heimatstaat, wo sie Gouverneurin gewesen war, ein politisches Waterloo.

Obwohl er die Nomination so gut wie im Sack hat, sind die Warner auch jetzt zur Stelle. «Wir haben zwei republikanische Parteien.» Eine, die hinter Trump stehe. Und eine, die gegen ihn sei, sagt Karl Rove, Parteistrategen und ehemaliger Präsidentenberater George W. Bushs, bekannt als «Bushs Gehirn». «Es obliegt dem Gewinner, alles zu tun, um die Partei zu vereinen.» Trump tue nichts dafür. «Seine Sprache ist nicht die eines gnädigen Siegers.»

Mit der Nomination sei noch nichts gewonnen, monieren andere Bedenkensträger. Um Präsident zu werden, muss Trump über die Partei hinaus punkten. Doch viele Ameri-

kaner seien von dem Ex-Präsidenten angewidert, von seinem prahlerischen Auftreten, von seinem Umgang mit politischen Feinden. Es sei höchste Zeit, dass er seine Zweifler von sich überzeuge.

Das klingt gerade so, als ob Trump eine Charmeoﬀensive quer durch Amerika antreten müsse, um Unentschlossene für sich zu gewinnen. Die Wirklichkeit sieht anders aus.

Sechs Bundesstaaten im Fokus

Das Rennen am 5. November wird voraussichtlich in sechs Bundesstaaten entschieden. Es sind die drei Bundesstaaten an den Grossen Seen: Pennsylvania, Michigan und Wisconsin. Und die drei Bundesstaaten im Süden und im Sonnengürtel: Arizona, Georgia und Nevada.

In fünf dieser Staaten hatte Trump 2016 gewonnen. 2020 fielen sie an Biden. Die jeweiligen Siegesmargen waren dünn. Sie lagen bei ein paar tausend bis 44 000 Stimmen.

Der Grund für den Fokus auf ein paar wenige

Swing States liegt im amerikanischen Wahlsystem: Um Präsident zu werden, muss ein Kandidat nicht die Mehrheit aller Stimmen holen, sondern die Mehrheit aller Elektoren. So wurde Trump 2016 gewählt, obwohl er keine Mehrheit im Volk gewann. Entscheidend waren 78 000 Stimmen in drei Bundesstaaten (ein klitzekleiner Teil der 153 Millionen abgegebener Stimmen).

Dass man sich auf die sechs genannten Staaten konzentriere, sei taktisch richtig, sagt Donald Trumps Umfragechef John McLaughlin

Dieses Jahr könnte ein Sieg Trumps viel deutlicher ausfallen als 2016.

im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Doch dieses Jahr könnte ein Sieg Trumps viel deutlicher ausfallen als 2016.» McLaughlin begründet das so: «2016 und 2020 lagen wir bei nationalen Umfragen nie in Führung. Jetzt liegt Trump landesweit vorne, nicht nur bei uns, sondern in den meisten Umfragen.»

«Acht bis zehn Prozent der Wähler, die 2020 für Biden gestimmt haben, sind nun entweder unentschlossen oder wollen für Trump stimmen.» McLaughlin schliesst nicht aus, dass Trump gar mit ein paar Millionen Wählerstimmen Vorsprung und einem Erdrutschsieg bei den Elektorenstimmen ins Weisse Haus zurückkehren könnte.

US-Wahlkämpfe sind schwer vorzusagen. Hält sich Biden auf den Beinen und behält die Partei ihn im Rennen, sieht es düster aus für die Demokraten. Nicht bloss Bidens schlechte gesundheitliche Verfassung, die Wirtschaftslage, das Grenzchaos und die Kriege auf der Welt setzen dem amtierenden Präsidenten zu.

«Was diese Wahl historisch einzigartig macht, ist, dass Bidens Verbündete Trump mit Klagen eingedeckt haben. Sie versuchen, ihn von der Wahl auszuschliessen und sein Vermögen zu vernichten», so McLaughlin. «Gemäss unseren Umfragen wird dies Biden und den Demokraten schaden.»



«Erdrutschsieg möglich»: Trump auf Wahlkampf tour.

Ewig unangepasst

Die bürgerliche Uschi Glas ist die eigentliche Rebellin der Kulturszene.
Herzlichen Glückwunsch zum 80. Geburtstag!

Alexander Grau

Das Schätzchen der Nation war Uschi Glas nie. Nicht in den sechziger Jahren, als ihre Karriere begann. Nicht in den siebziger und achtziger Jahren, in denen sie vor allem in zahlreichen Fernsehserien zu sehen war. Und auch nicht später, als sie ihre Fernsehkarriere unverdrossen fortsetzte. Uschi Glas war immer unangepasst. Und das auf die denkbar radikalste Weise: durch Normalität. Denn in einem Milieu, in dem alle anders sein wollen, extravagant, verrückt, exzessiv oder auch obszön, provozierte Uschi Glas mit konsequenter Bürgerlichkeit.

Während andere Schauspieler und Schauspielerinnen gerne durch Affären, freizügige Bekenntnisse, Drogen, Alkoholeskapaden und Exzesse auffallen, zelebriert Uschi Glas bis heute ihre demonstrativ heile Welt, samt Ehemann, Kindern und traurem Heim. Dazu präsentierte sie sich im klassischen Uschi-Glas-Outfit der Gattin aus besseren Kreisen, der Rock niemals zu kurz, die Blusen niemals zu weit ausgeschnitten. Mit dem vulgären Celebrities-Look, wie er häufig auf den roten Teppichen der Welt anzutreffen ist, hat sich die Glas nie gemein gemacht.

Gegen der Zwang zur Lockerheit

In der Welt der Medienmacher, Filmproduzenten, Darsteller und Künstler war sie die eigentliche Rebellin, weil sie sich so offensichtlich anders gab. Wenn Punk bedeutet, unangepasst zu sein, war Uschi Glas die Punkerin der bundesdeutschen Medienlandschaft. Die linke Tageszeitung *Taz* hat das instinktsicher begriffen. Deshalb liess sie kaum eine Gelegenheit aus, gegen die Glas zu giften. Für das alternative Kampfblatt war sie «die Verkörperung des Horrors», man höhnte über ihre gescheiterte Ehe und ihr «dürftiges Weltbild». Bei der Glas seien nicht nur die Körperteile unterhalb der Taille wenig durchblutet, «sondern auch die Körperstelle ganz oben».

Man muss diese Beleidigungen als Ritterschlag für eine Frau verstehen, die immer ihren eigenen Weg gegangen ist und dabei sehr viel unkonventioneller war als die Autoren der *Taz*, die sich in ihrem spiessigen links-alternativen



Eigener Weg: Uschi Glas am Set der ZDF-Produktion «Jedermanns Weihnachtsbaum», 1975.

Weltbild suhlten und bei denen schon der Anblick eines Dirndls äusserste Empörung auslöst.

Der störrische Eigensinn, den man leicht als Biederkeit missverstehen kann, zieht sich durch die gesamte Karriere der Glas. Schon in der berühmten Komödie «Zur Sache, Schätzchen» von 1968 (!) rebellierte sie gegen die unfreie Zwangs-Libertinage, die im damaligen neuen deutschen Film und insbesondere in München-Schwabing zum Mainstream gehörte.

Der legendäre Strip der Glas auf der Polizeiwache endet eben nicht, wie im Drehbuch ursprünglich vorgesehen, in einer Nacktszene, sondern in einer blütenweissen Korsage. Jahrzehnte bevor #MeeToo zum Allgemeingut wurde, sperrte sich die Glas gegen den verkrampten Zwang zur Lockerheit – und triumphtierte.

Ihre Dickköpfigkeit verdankt sie wohl ihrer Kindheit als Protestantin im tiefkatholischen Niederbayern. Aufgrund ihres dunklen Teints wurde sie von ihren Mitschülern als «evangelisches Negerlein» verspottet. So etwas härtet ab. 1964 ging die Glas nach München. Bei einer Film Premiere lernte sie den Produzenten Horst Wendlandt kennen, der ihr ein Rollenangebot machte. Ihre Premiere feierte sie in einem Edgar-Wallace-Film, es folgten eine Karl-May-Verfilmung mit Pierre Brice und der endgültige Durchbruch mit «Zur Sache, Schätzchen».

Dem ideologischen Gleichschritt der Branche verweigerte sich Uschi Glas konsequent. Kein anderer als Rainer Langhans adelte sie dafür zur einzig wahren Achtundsechzigerin. An diesem Samstag wird die ewig Unangepasste achtzig Jahre alt. Herzlichen Glückwunsch, Uschi Glas!

«Wir müssen die Unterwerfung unter das EU-Regime beenden»

Michel Onfray ist vielleicht Frankreichs meistangefandener Intellektueller. Warum? Weil er Klartext spricht. So wie hier.

Sarah Pines

Weltwoche: Monsieur Onfray, Sie waren unlängst auf dem Titelblatt der Zeitschrift *Valeurs actuelles* zu sehen, nebst dem Zitat: «L'effondrement de la France en tout et partout», zu Deutsch: «Der Zusammenbruch Frankreichs in allem und überall». Könnten Sie den derzeitigen Zustand Ihres Landes in wenigen Worten beschreiben?

Michel Onfray: In wenigen Worten, das ist unmöglich.

Weltwoche: In mehr geht auch.

Onfray: Ich versuche es mit wenigen: Schauen Sie sich bitte die französischen Schulen in Frankreich an, in denen kein Grundwissen mehr vermittelt wird und von denen Kinder häufig als Analphabeten aus dem Schulsystem entlassen werden; schauen Sie sich die französischen Krankenhäuser an, in denen man stundenlang, wenn nicht tagelang, in der Notaufnahme wartet, dort auch manchmal stirbt, Krankenhäuser, in denen Facharzttermine erst nach drei bis vier Monaten oder noch später vergeben werden. Schauen Sie sich die Armee an, die unsere Waffen an die Ukraine verschenkt, so dass wir einen Angriff auf Frankreich höchstens ein paar Stunden erwidern könnten, nicht mehr; die Universitäten, wo der Wokeismus so weit geht, griechisch-lateinische Geisteswissenschaften abzuschaffen, weil sie angeblich nur für weisse Autoren noch relevant sind; schauen Sie auf die Strassen, wo Messerattacken aus wichtigsten Anlässen stattfinden; in die Gerichte, wo Straftäter von der Richtergewerkschaft als Opfer der Gesellschaft dargestellt werden. Schauen Sie sich die Medien an, in denen die Einschaltquoten und Profitsucht das Gesetz bestimmen; das Verlagswesen, in dem die politische Korrektheit triumphiert; eine Politik, in der die Hälfte der Bürger nicht mehr wählen geht und das Volk den Eliten, die die Macht an sich gerissen haben,



«Zusammenbruch Frankreichs in allem und überall».

zu viel des Guten wird. Sehen Sie sich die Landessitten an, die Kinderhandel [gemeint ist die Leihmutterchaft, d. Red.], Zoophilie, Koprophagie (etwa das zwanghafte Verzehren von Fäkalien) zu einem «fortschrittlichen» Muss deklarieren, legitimiert von der angeblich ebenso fortschrittlichen Presse; schauen Sie auf den Journalismus, der am Ende immer dazu aufruft, in der zweiten Runde von Präsidentschaftswahlen für den Maastricht-Kandidaten zu stimmen; schauen Sie sich die geistige und psychische Gesundheit des Landes an, wo Zombies am Tropf von Alkohol, Drogen, Angsthemmern und Antidepressiva hängen; die Ernährung, wo wir uns gegen unseren Willen mit endokrinen Disruptoren vollstopfen, die uns von der Lebensmittelindustrie aufgezwungen werden. Schauen Sie sich die Landwirtschaft an, in der das Maastricht-Europa den Bauern Regeln auferlegt, um ihnen den Garaus zu machen und die Herrschaft der Lebensmittelindustrialisierung mit Klonfleisch an der Spitze zu errichten – mit Steaks, die Krebstumore sind. Schauen Sie in die Gehirne der meisten Menschen, voll mit verrückten Ideen: Impfungen töten, die Erde ist flach, Aliens sind unter uns.

Weltwoche: Ein düsteres Bild.

Onfray: Und ich bin nur an der Oberfläche der Dinge geblieben.

Weltwoche: Was Sie selbst angeht, so wird kein lebender Philosoph so oft für seine Haltungen und Äusserungen angegriffen. Sie werden regelmässig beleidigt, verleumdet, bedroht und als einer der schlimmsten Islamfeinde Frankreichs bezeichnet. Wie gehen Sie damit um?

Onfray: Ich schaue nie in die Mülltonnen, die sich soziale Netzwerke nennen. Ich lese nie, was in der Presse über mich berichtet wird. Psychische Hygiene.

Weltwoche: Ich verstehe.

Onfray: Ich möchte noch hinzufügen, dass ich seit 1989 schreibe und nie für eine einzige meiner Äusserungen auf all meinen abertausend Seiten oder in den Hunderten von Stunden, die ich im Radio oder Fernsehen gesprochen habe, verurteilt wurde. Wenn es auch nur einen echten Fall von Islamophobie gegen mich gegeben hätte, glauben Sie doch wohl nicht, dass man mich nicht stante pede zu Fall gebracht hätte.

Weltwoche: Nach den Niederlanden und Deutschland demonstrierten auch in Frankreich die Landwirte mit Autobahnblockaden gegen sinkende Einkommen, Brüsseler Umweltvorschriften und Pläne für eine höhere

«Die Gehirne der meisten Menschen sind voll mit verrückten Ideen: Impfungen töten, die Erde ist flach.»

Besteuerung von Agrardiesel – hier gab die Regierung teilweise nach und erhöhte die Preise für 80 Prozent der Lebensmittel um 2 bis 3 Prozent. Die richtige Massnahme?

Onfray: Die einzig richtige Massnahme wäre, die Unterwerfung des französischen Staates unter das Maastricht-Regime der EU zu beenden, das die Völker mit ernannten und nicht gewählten Leuten regiert – zum Beispiel Frau von der Leyen.

Weltwoche: Wohin steuert dieses Europa?

Onfray: Es will das Ende des bodenständigen Bauernstandes – entschuldigen Sie die Redundanz in der Formulierung – und fördert die Laborlandwirtschaft. Vegetarier und Veganer sind die nützlichen Idioten dieses Genozids an den Bauern, zugunsten der Agrarindustrie: Im Namen des durchaus legitimen Kampfes gegen Tierleid wird Nahrung in ein chemisches Produkt verwandelt, das eine extrem umweltschädliche Industrie braucht. Die Zentrifugen, Kühlschränke, digitalen Schränke, chemischen Mole dieser giftigen Nahrungsfabriken verbrauchen unglaublich viel Energie, was aber die Umweltschützer nicht empört und den Kapitalismus freut, der die weltweite Nahrungsmittelproduktion den Händen der Bauern entreissen und den Industriellen anvertrauen will und wird, die wiederum ein Monopol planen. Europa hat den Tod des Bauernstandes geplant.

Weltwoche: Die europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik beruht – banal ausgedrückt – auf einem Flickenteppich unterschiedlichster Waffensysteme. Brauchen wir eine europäische Armee innerhalb der Nato und an der Seite der USA? Anders ausgedrückt: Ist Europa nicht in der Lage, sich ohne die USA zu verteidigen?

Onfray: Europas Sünde ist seine Naivität, wenn nicht sein Eurozentrismus. Europa glaubt daran, dass es keinen Krieg mehr geben

wird, schlicht, weil es keinen Krieg mehr will. Man vergisst aber dabei, dass man sich seine Feinde nie aussuchen kann – denn sie sind es, die uns aussuchen.

Weltwoche: Gesetzten Fall, Europa würde nun angegriffen. Was dann?

Onfray: Wenn die Hamas eine Internationalisierung des Konflikts beschliessen würde, wenn China, der Iran oder Russland Frankreich oder Europa angriffen, würden wir in weniger als einem Tag überfallen, besetzt, überrollt und vernichtet. Ich möchte gar nicht erst von unserer Unfähigkeit anfangen, Soldaten, Kämpfer und Bürger zu mobilisieren, die überhaupt in der Lage sind, eine Uniform anzuziehen.

Weltwoche: Die Länder, die Sie nennen, könnten beträchtliche Truppen mobilisieren.

Onfray: Und welche Franzosen würden für ihr Land kämpfen? Seit einem halben Jahrhundert lehrt Frankreich seine Staatsbürger, ihr Land zu hassen. Anders formuliert: In Frankreich wird die Bevorzugung des Internationalen gegenüber dem Lokalen auf allen Ebenen der Gesellschaft propagiert und gleichzeitig ihr Korrelat: Hass auf die Nation.

Weltwoche: Laut einer Umfrage ist Marine Le Pen derzeit die beliebteste französische Politikerin. Wie konnte es dazu kommen?

Onfray: Wegen des bekannten Prinzips, dass die Feinde meiner Feinde meine Freunde sind. Nach dieser Logik sind diejenigen, die Marine Le Pen zu einem Feindbild stilisieren, allerdings selbst verwerflich, weil sie sie nähren und stärken, indem sie gegen sie kämpfen. Schauen Sie, nachdem François Mitterrand im März 1983 der Linken abgeschworen hatte, konnte er sich nur an der Macht halten, indem er die Rechte spaltete: Er war also weniger aus eigener Kraft da, sondern dank der Schwäche der traditionellen Rechten.

Weltwoche: Mitterrand hat den Front national instrumentalisiert.

Onfray: Was es ihm ermöglichte, vierzehn Jahre lang an der Macht zu bleiben, denn er hatte die Rechte in zwei Lager gespalten. Aber Mitterrand spielte zu sehr Zauberlehrling: Er liess Le Pen aufsteigen, doch konnte nichts, kein nachgeschobener Dämonisierungsversuch ihren Aufstieg aufhalten. Seitdem ist diese Art Negativpropaganda der *bon ton* des öffentlich-rechtlichen Fernsehens und fast aller französischen Zeitungen.

Weltwoche: Marine Le Pens Rassemblement national ist explizit projüdisch und proisraelisch. Die linke France insoumise kooperiert

offen mit Islamisten und ist antiisraelisch. Wie konnte es zu dieser «Umkehrung» der Rollen kommen?

Onfray: Es ist keine Umkehrung, die Linke ist seit langem antisemitisch. Sämtliche französischen Sozialisten des 19. Jahrhunderts waren Antisemiten, Karl Marx war es und auch Jean Jaurès. Die historischen Holocaustleugner kommen von der Linken – ihr aller Vater, Paul Rassinier, war Kommunist und dann Sozialist. Die PCF, die Französische Kommunistische Partei, wurde mit dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom 23. August 1939, der bis zum 22. Juni 1941 hielt, antisemitisch. Stalin war Antisemit, die französischen Kommunisten waren stalinistisch. Die Linke ist propalästinensisch, also antizionistisch und wie gesagt antisemitisch. Intellektuelle wie Jean-Paul Sartre, Michel Foucault, Gilles Deleuze und andere haben den Terrorismus der PLO gerechtfertigt.

Weltwoche: Und jemand wie Jean-Luc Mélenchon?

Onfray: Er greift nur die Fackel auf, die man an ihn weiterreichte.

Weltwoche: Stichwort Familie Le Pen.

Onfray: Jean-Marie Le Pen war Antisemit, man muss nur die tausend Seiten seiner Memoiren lesen, was ich getan habe. Darin lobt er Vichy, Pétain und die Kollaboration, verunglimpft General de Gaulle, hasst die Résistance und zeigt eine besondere Vorliebe für den französischen Faschisten Robert Brasillach. Mit dem Hand- und Namenswechsel zum Rassemblement national, dem heute seine Tochter Marine Le Pen vorsteht, hat diese stets stark mit ihren Führern identifizierte Partei ihren Kurs geändert. Sie ist in der Tat philosemitisch geworden.

Weltwoche: Handelt es sich bei dem Antisemitismus, der seit dem 7. Oktober in Frankreich (und Europa) explodiert, tatsächlich um

«Europas Sünde ist seine Naivität, wenn nicht sein Eurozentrismus.»

die Rache der sogenannten Unterdrückten oder um einen religiösen Fanatismus, der älter ist als der Staat Israel?

Onfray: Der 7. Oktober entfesselte den französischen Antisemitismus, der in der Geschichte bereits zwei Mal Schande über das Land gebracht hat: mit der Dreyfus-Affäre und der Kollaboration unter Pétain. Lange aber hat sich der linke Antisemitismus im Hinblick auf die Schoah bedeckt gehalten, sich höchstens halb-



«Schauen Sie auf die Strassen»: Philosoph Onfray.

FRANKREICH

Das Land ist pleite, die Stimmung revolutionär

Vor neun Uhr abends ging die Visite bei der Pariser Landwirtschaftsmesse nie zu Ende. Den Apéro spendierten dann jeweils die Bierbrauer. Ihr Präsident zapfte die erste Stange für Emmanuel Macron, der seinerseits die Humpen für seine Gefolgschaft abfüllte. Im Vorjahr hatte sein Tag mit einem Frühstück bei den Fischern begonnen: Austern, Jakobsmuscheln und Weisswein.

Am vergangenen Wochenende musste es gestrichen werden. Vor dem Präsidenten kam die Polizei. Seit Wochen demonstrieren die Bauern. Auf ihren Traktoren hatten sie versucht, den weltweit grössten Lebensmittelmarkt zu blockieren. Die Eröffnung ihrer Messe verwandelten sie in ein Chaos. Stundenlang mussten die Besucher draussen warten und ganze Hallen geschlossen werden. Der Staatspräsident, König der Anbieterung und Besserwisser, präsentierte sich dem Nährstand seiner Nation als Pionier der «Ernährungssouveränität».

Narzisstischer Monarch

Macron, der ehemalige Banker, kam 2017 mit dem Versprechen an die Macht, Frankreich zu einem wirtschaftlichen Kraftzentrum zu machen. Daraus ist nichts geworden. Drei Billionen Euro Schulden und hundert Milliarden Zinsen, mehr als Armee und Bildungswesen kosten.

Die Stimmung ist revolutionär. Seit Macrons Einzug ins Élysée wird das Land von den heftigsten Krawallen seit dem Mai 68 durchgeschüttelt. Die Eliten haben abgewirtschaftet wie der Adel vor 1789. Die Linke und die Rechte existieren nicht mehr. Mit dem neuen Einwanderungsgesetz hat Macron auch noch seine eigene Bewegung «weder links noch rechts» zur Implosion gebracht. Minister und Abgeordnete seiner «Renaissance» schämten sich heimlich und öffentlich. Macron selbst setzte auf die Hüter der Verfassung, um die umstrittensten Paragraphen für illegal zu erklären.

Zur Wiederwahl kann der jüngste Präsident der Fünften Republik 2027 nicht mehr antreten. Mit Gabriel Attal bescherte ihr der narzisstische Monarch ihren jüngsten Premierminister als Klon seiner selbst. Attal muss Macrons letzte politische Mission erfüllen: Marine Le Pen, die dieser zweimal besiegte, als Präsidentin verhindern. Das Rassemblement national ist seit vierzig Jahren die einzige stabile Grösse der französischen Politik – Tendenz steigend.

Die Bildung der neuen Regierung war ein einziges Fiasko. Ausgestattet wurde sie mit dem Auftrag einer nationalen und moralischen «Aufrüstung». Auch einer «demografischen». Neuerdings beflissigt sich Macron einer Rhetorik, die bislang als rechtsextrem und neofaschistisch empfunden wurde. Mit der Ernennung von Rachida Dati zur Kulturministerin hat er die Republikaner, die ihre «Verräterin» umgehend ausschlossen, weiter geschwächt. Sie wurden traditionellerweise von den Bauern gewählt.

Nach ihren Protesten bewilligte Attal umgehend 400 Millionen Euro. Tage zuvor hatte er in seiner Regierungserklärung angekündigt, bis 2027 das jährliche De-

seine Schulden zahlen. Im laufenden Jahr will er für die Armee vierzig, für das Unterrichtswesen sechzig (Zuwachs um 6,5 Prozent) ausgeben.

Fortan die Wahrheit

Schon Mitte Februar musste das Budget revidiert werden. Zehn Milliarden wurden gestrichen. Die Hälfte geht auf den Lebenswandel des Staats, der Rest – weitgehend – auf Kosten des ökologischen Umbaus. Fortan werde man die Wahrheit sagen, versprach Finanzminister Bruno Le Maire im Fernsehen. Und Macron den Bauern keine Millionen, sondern die Einführung von Mindestpreisen für ihre Produkte. Und die Priorität bei der Verteilung des Wassers.



«Wo ist unser Geld?»: Pariser Landwirtschaftsmesse, 24. Februar.

fizit auf 3 Prozent des Staatshaushalts zu reduzieren – das waren einst die Maastricht-Kriterien. Noch sind es 5 Prozent.

Die Rechnung geht nicht auf, weder politisch noch finanziell. In zwanzig Jahren sind die Schulden von 1000 auf über 3000 Milliarden Euro angestiegen. Ende Januar veröffentlichte das Finanzministerium die Zahlen für 2024. Den erhofften Einnahmen von 311 917 Millionen Euro stehen Verbindlichkeiten von 453 241 Millionen gegenüber.

Frankreich ist pleite. Agnès Verdier-Molinié, Autorin von «Où va notre argent?», rechnet vor: Wenn die Rating-Agenturen Frankreich abstrafen und die Zinsen steigen, muss der Staat hundert Milliarden Euro für

Die Revolution entzündete sich am Brotpreis nach einer schlechten Ernte im verregneten Sommer 1788. Auch der dem König zu Hilfe geeilte Genfer Bankier Jacques Necker hatte die Schuldenkrise nicht lösen können. Für die Neubestellung des Europaparlaments im Juni schickt Renaissance eine unbekannte Bauerntochter als Spitzenkandidatin ins Rennen. Die Republikaner stellen dem konservativen Philosophen François-Xavier Bellamy eine echte Landwirtin zur Seite. Die Umfragen sehen das Rassemblement national an erster Stelle. Und bei der Nachfolge Macrons dessen designierten Thronfolger hinter Marine Le Pen.

Jürg Altwegg

herzig gezeigt, etwa in Sartres Verteidigung des Schwarzen September, in Deleuzes Lobpreisung von Jassir Arafat in der *Revue d'études palestiniennes* aus dem Jahr 1984, in Jean Genets Verherrlichung militanter palästinensischer Fedajin, oder Foucaults Abfeiern des antisemitischen theokratischen Regimes von Ajatollah Chomeini im *Corriere della Sera*.

«Die alte Linke verstand etwas von Dialektik, Rhetorik und Sophistik.»

Und heute?

Weltwoche: Nun, da Frankreich islamisiert wird, steht die Linke im Begriff, ihre Glaubwürdigkeit endgültig zu verlieren. Nachdem sie ihre Unfähigkeit bereits im Frankreich Mittelmeers oder in Sowjetrußland unter Beweis gestellt hat, hat sie sich für eine islamisch-linksextreme Software zur Rückeroberung ihres Territoriums entschieden. Der 7. Oktober war für sie die Gelegenheit, ihre Truppen zu sammeln. Und was macht man, wenn man seine Truppen gesammelt hat? Man bläst zum Angriff.

Weltwoche: Unlängst rief Emmanuel Macron dazu auf, «einem grassierenden, enthemmten Antisemitismus in nichts nachzugeben», und bezeichnete den Angriff vom 7. Oktober als das «grösste antisemitische Massaker unseres Jahrhunderts». Wie beurteilen Sie die Haltung des Präsidenten angesichts des Krieges in Israel und des grassierenden Antisemitismus in Frankreich?

Onfray: Macron hat seine von Ihnen zitierte Haltung in dem Moment aufgegeben, als er am 12. November 2023 nicht zur Demonstration gegen den Antisemitismus erschienen ist, wozu ihm von seinem Freund Yassine Belattar, der alles andere als ein unbeschriebenes Blatt ist, geraten wurde.

Weltwoche: Yassine Belattar ist ein französischer Komödiant und Radiosprecher, dem Verbindungen zu Islamisten nachgesagt werden und der zum Beraterstab von Emmanuel Macron gehört.

Onfray: Belattar liess Macron wissen, dass er, wenn er die Vorstädte nicht in Brand setzen wolle, besser davon absehe, zu der Demonstration zu gehen.

Weltwoche: Warum ist es insbesondere für die politische Linke, aber auch für den Mainstream so schwierig, anzuerkennen, dass ein beträchtlicher Teil der palästinensischen Bevölkerung dem Massaker der Hamas applaudiert hat und weiterhin applaudiert? Warum weigert sich die Linke, sich mit dem Antisemitismus in ihren eigenen Reihen auseinanderzusetzen?

Onfray: Aus wahltaktischen Gründen. Es ist profitabler, die islamisierten Vorstädte auf seiner Seite zu haben als die Juden in Frankreich: Nur 600 000 Juden leben hier, während es fast sechs

Millionen Muslime gibt. Rechnen Sie nach: Jean-Luc Mélenchon hat es getan. Die Sozialisten und Umweltschützer der Nupes auch.

Weltwoche: Wie würden Sie den Unterschied zwischen rechtem und linkem Antisemitismus beschreiben?

Onfray: Der rechte Antisemitismus ist der Ansicht, dass die Juden sich von der Nation abspalten, dass sie ein Volk im Volk sind und die nationale Einheit gefährden. Der Monarchist Charles Maurras beispielsweise dachte, dass Juden zusammen mit Protestanten und Freimaurern ein vereintes Frankreich verhinderten. Der linke Antisemitismus ist der Ansicht, dass Juden reich sind, dass sie Kapital besitzen, den Kapitalismus verkörpern und dass man sie loswerden muss, um die klassenlose Gesellschaft zu verwirklichen.

Weltwoche: Und was haben beide gemein?

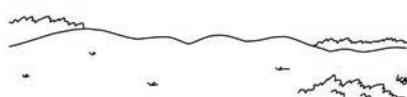
Onfray: Dass sie überall Juden wittern, die angeblich im Verborgenen wirken und die Verwirklichung linker oder rechter politischer Fantasien verhindern: ein katholisches Land weisser Rasse oder ein revolutionäres Land jakobinischer Kommissare.

Weltwoche: Seit dem 7. Oktober haben Linkseln die Muslime von heute häufiger mit den von den Nazis verfolgten Juden verglichen. Könnten Sie das kommentieren?

Onfray: Das ist links-islamistische Sprache, die die historische Wahrheit umkehrt – eine Variation der Holocaustleugnung und des Revisionismus. Die alte Linke verstand etwas von Dialektik, Rhetorik und Sophistik, konnte argumentieren, dass es am helllichten Tag Nacht sei oder zu eines Menschen Besten, wenn er geköpft würde. Derzeit handelt es sich also um das Wiederaufleben einer negationistischen Rhetorik, einer revisionistischen Sophistik, die es ermöglicht, Unwahrheiten auszusprechen und sie als Wahrheit zu verkaufen.

Weltwoche: In diesem Falle, dass die Muslime in Frankreich ...

Onfray: ... mit den Juden der 1930er Jahre, dann mit den Juden unter Vichy zu vergleichen wären, diese gar seien. Aber wo sind die franzö-



Die Gemeine Stechmücke

schen Gesetze, die es Muslimen verbieten, Lehrer, Ärzte, Journalisten, Anwälte, Bankiers oder Akademiker zu sein? Wo sind die Gesetze, die es erlauben, ihr Eigentum zu konfiszieren? Wo sind die Gesetze, die Muslimen verbieten, Mischehen einzugehen oder sexuelle Beziehungen mit Nichtmuslimen zu haben – Letzteres ist übrigens eher eine Weisung der Scharia. Wo sind die französischen Gesetze, die Razzien, Deportationen und die Vernichtung von Muslimen mit dem Ziel erlauben, sie in Gaskammern, später in Krematorien zu Asche zu verbrennen?

Weltwoche: Eine die Geschichte verharmlosende Rhetorik.

Onfray: Allerdings. Diese Rhetorik ist eine Form der Leugnung und der Verharmlosung der Schoah, denn wenn die heutigen Muslime, von denen keiner getötet wird, weil er Muslim ist, dasselbe sind wie sechs Millionen Juden, die vernichtet wurden, weil sie Juden waren, dann tut man kund, dass die historische Wahrheit und die Schoah zu vernachlässigende Grössen sind, in den Worten Jean-Marie Le Pens: «Un point de détail de l'histoire».

Weltwoche: Zeigen die propalästinensischen Demonstrationen in Frankreich wirklich ein wahres Bild der Situation in Frankreich? Oder gibt es eine Art schweigende Mehrheit, die in Wirklichkeit eher proisraelisch und antisemitisch eingestellt ist?

Onfray: Diese propalästinensischen Demonstrationen bringen das nach Mélenchons Wunsch kreolisierte Volk auf die Strasse: das

«Es ist profitabler, die islamisierten Vorstädte auf seiner Seite zu haben als die Juden in Frankreich.»

für Adama Traoré oder Nahel Merzouk und gegen Polizeigewalt demonstriert, nicht aber gegen Antisemitismus.

Weltwoche: Traoré war ein 24-Jähriger, der 2016 bei einer Polizeikontrolle ums Leben kam, im Juni 2023 starb der siebzehnjährige Merzouk durch Schüsse französischer Polizisten.

Onfray: Viele derjenigen, die immer wieder gegen Polizeigewalt demonstrieren, nicht aber gegen Judenhass, sind den Polizeidiensten wohlbekannt. Bereits Édouard Glissant, der Theoretiker der Kreolisierung schlechthin, stellte fest, dass die Kreolisierung zwar ohne Gewalt stattfinden könne, dass es aber kein Beispiel dafür gebe, dass sie jemals ohne Gewalt existiert habe.

Weltwoche: Die jüdische Bevölkerung in Frankreich ist stark zurückgegangen. Viele französische Juden sind nach Israel ausgewandert. Wird sich der jüdische Exodus aus Frankreich fortsetzen?

Onfray: Leider ja, denn es zeichnet sich nichts am Horizont ab, was verhindern könnte, dass das Schiff noch weiter sinkt.

High Heels und Heldenmut

Annalena Baerbock flieht vor einer russischen Drohne – stilvoll auf hohen Absätzen. Sieht so feministische Aussenpolitik aus?

Cora Stephan



Was gefällt den Nörglern nicht? Baerbock in der ukrainischen Stadt Mykolajiw.

Jetzt machen sie sich wieder lustig! Die *Bild*-Zeitung vorneweg: «Spaziergang durch die Trümmer: Aussenministerin Baerbock in der südukrainischen Stadt Mykolajiw.» So untertitelten die männlichen Chauvinisten ein Bild, auf dem zu sehen ist, wie Annalena Baerbock vor einer russischen Drohne flieht – ohne Helm und Schutzweste, stattdessen in weisser Hose und kamelfarbenem Jackett, an den Füßen Stiefeletten mit hohen Absätzen, auf denen sie leichtfüssig durch die Trümmer balanciert.

Todesmutige Ministerin

Gekonnt ist gekonnt, auch wenn es mal schnell gehen muss. Etwa wenn eine Aufklärungsdrohne der Russen einen Luftangriff ankündigt. Die gepanzerte Kolonne der Aussenministerin musste sofort aufbrechen, schliesslich war man nur fünfzig Kilometer von der Front entfernt und in einer «Hochrisikozone». Soweit wir wissen, hat sie ihr Fahrzeug ohne Knöchelbruch erreicht. Die Frau ist eben unverwundbar.

Was gefällt den Baerbock-Nörglern nicht? Hätte sie sich vielleicht Flecktarn und Kampf-

stiefel anziehen sollen? Oder würde auch das wieder Empörung auslösen: Sieht so feministische Aussenpolitik aus? Und: Will die Aussenministerin jetzt etwa höchstpersönlich den

Dass Frauen das friedlichere Geschlecht seien, ist die falsche Schlussfolgerung.

Russen die Beine wegtreten? Oder: Steht es bei der Bundeswehr mittlerweile so schlimm, dass es zwar als Erbe der Ursula von der Leyen Kampfanzüge für schwangere Soldatinnen gibt, aber keine Splitterschutzweste für die Aussenministerin?

Sehen wir es doch mal ganz anders: Wenn der Wertewesten schon mal persönlich im Kampfgebiet auftaucht, dann möchten müde Kämpfer gewiss etwas anderes sehen als ihresgleichen. Insofern: Gut gemacht, Annalena!

Halten wir uns auch nicht mit dem Verdacht auf, dass es sich womöglich um eine Inszenierung handelte für einen Fotografen der

Deutschen Presse-Agentur, damit der deutsche Steuerzahler, gerührt ob der todesmutigen Ministerin, es völlig in Ordnung findet, dass sie weitere 100 Millionen Euro für die Ukraine im Gepäck hatte.

Fragen wir lieber nach dem Verhältnis von Frauen und Krieg. Zu den eifrigsten Bellizisten gehören in Deutschland Marie-Agnes Strack-Zimmermann von der FDP und eben Annalena Baerbock, beide offenbar getragen von der Vorstellung, man müsse das Gute gegen das Böse unterstützen. Dummerweise ist im Krieg nicht garantiert, dass der Sieg jeweils der «guten» Seite zufällt. Dessen «Moralisierung» treibt vielmehr das Schlachten und Sterben bis zum Äussersten.

Dass Männer sich opfern, hat Logik

Frauen haben selten gekämpft, aber oft genug zugeschaut – etwa wenn eine Phalanx der griechischen Hopliten auf eine andere Phalanx traf, was ein Heidenspektakel gewesen sein muss. Sie hatten auch nichts dagegen, zuzusehen, wie sich Gladiatoren gegenseitig zerfleischten oder von wilden Tieren zerfleischt wurden.

Dass Frauen das friedlichere Geschlecht seien, ist die falsche Schlussfolgerung aus der Tatsache, dass sie in ihrer Mehrheit Männern das Kriegshandwerk überlassen haben. Nicht, weil Männer physisch besser dafür geeignet wären oder weil das Testosteron sie antrieb. Krieg ist organisierte Gewalt von Männerkollektiven, und berserkerhafte Wut oder individueller Heldenmut waren nicht nur unerwünscht, sondern geradezu gefährlich. Dass Männer sich «opfern», wie sie selbst es sehen, hat Logik: weil sie für den Fortbestand der Gattung unwichtig sind, dafür reichen schon wenige Exemplare. Nur Frauen sind fruchtbar, sie sind in diesem Sinn wertvoller als Männer und müssen geschützt werden.

Aber sind nicht die Frauen eigentlich immer und in jeder Hinsicht die eigentlichen Opfer? Das verkündete einst Hillary Clinton: Frauen leiden am meisten unter Kriegen, weil sie an der Front Sohn, Vater oder Mann verlieren könnten. Logisch: Wer tot ist, leidet nicht mehr.

Wir schaffen das

Das Vereinigte Königreich hat eine Zukunft. Sie ist konservativ und heisst Kemi Badenoch.

Zu den attraktiven Eigenarten der britischen Politik gehört, dass Politiker, die besonders viel mit den Ängsten und Ambitionen der weissen Arbeiterklasse verbindet, oft Tory-Frauen sind, die ethnischen Minderheiten entstammen: Priti Patel, Suella Braverman – und die hervorragende Kemi Badenoch. Diese wird als die nächste Präsidentin der Konservativen Partei gehandelt, nachdem im Lauf dieses Jahrs die Wähler alles auf den Kopf gestellt haben. Die *Times* berichtete neulich: «Tory-Verschwörer glauben, Kemi Badenoch habe die besten Chancen, Nachfolgerin von Rishi Sunak zu werden, falls es ihnen gelingt, ihn in den nächsten Monaten abzusagen. «Kemi hat diesen besonderen Faktor, dank dem sie zu den Leuten durchdringen und mit ihnen kommunizieren kann. Sie vermag, die Politik durchzusetzen, die gerade entworfen wird», sagte ein anonymes Tory-Parlamentarier. «Sie vermag die Leute zusammenzubringen.»»

Brexit als «grösstes Vertrauensvotum»

Olukemi Olufunto Adegoke wurde 1980 in London geboren und wuchs in Nigeria auf. Mit sechzehn kehrte sie allein nach England zurück, um ihre Ausbildung abzuschliessen, und arbeitete zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts bei McDonald's. Ihr Jurastudium absolvierte sie abends, und der Konservativen Partei schloss sie sich an, «weil es mich interessierte und mir Spass machte und mir nicht gefiel, in welche Richtung das Land sich entwickelte». Mit 37 wurde sie Parlamentarierin der Konservativen. In ihrer brillanten Antrittsrede erinnerte sie daran, dass sie «Hausaufgaben bei Kerzenlicht machte, weil das staatliche Elektrizitätswerk [Nigerias] keinen Strom lieferte, und in rostigen Eimern Wasser von weither holen musste». Zum Schluss pries sie den Brexit als «das grösste Vertrauensvotum aller Zeiten für das Projekt Vereinigtes Königreich».

Ihre Ehe mit Hamish Badenoch und ihre drei Kinder tragen bei zu ihrer «Wir schaffen das, wir meckern nicht»-Ausstrahlung. «Es heisst, man solle seine politischen Helden nie kennenlernen», schrieb Mr Badenoch im *Spectator*. «Ich habe meine Heldin geheiratet.» Er ist Banker, und die Bade-



Liebe zur Heimat: Parlamentarierin Badenoch, 44.

nochs sind vermögend, doch wenn Kemi sagt: «Ich weiss, wie es ist, wenn man nicht genug Geld hat, um zurechtzukommen», dann gehört sie zu der winzigen Minderheit unter den Parlamentariern jeglicher Couleur, der man diesen Satz abnimmt. Sie hat eine erfrischend skeptische Einstellung gegenüber dem Konzept des strukturellen Rassismus und der Besessenheit, mit der so viele sich heftiger mit der Vergangenheit beschäftigen als mit der Zukunft: «Während des British Empires ist Schreckliches passiert, aber auch Gutes, und wir müssen beides im Auge behalten.»

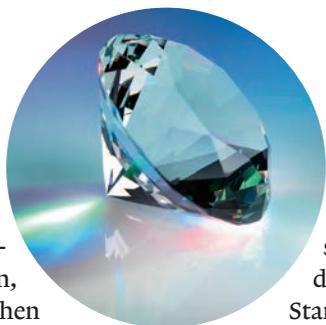
Obwohl ich immer gern Britin gewesen bin, kann dies zurzeit auch mühsam sein: unterwanderte Institutionen, eine wehrlose Polizei, ein tödlich krankes Gesundheitssystem und der verpatzte Brexit. Doch wenn ich Kemi Badenochs schönes Gesicht sehe und ihre hinreissende Stimme höre, die in diesen Zeiten des Zweifels und der Angst so frei von Angst und Zweifeln klingt, dann empfinde ich sie wieder, die Liebe zu meiner Heimat.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Diamanten waren für immer

Die legendären Edelsteine verlieren an Strahlkraft. Laborprodukte laufen Originalen den Rang ab. Im Zeitalter von Bling-Bling und Gutmenschentum sehen klassische Juwelen alt aus.

Francis Pike



Ein Diamant ist für die Ewigkeit – dieses Versprechen, 1947 von der amerikanischen Werbetexterin Frances Gerety für den südafrikanischen Diamantenhändler De Beers erdacht, galt als einflussreichster Werbeslogan des 20. Jahrhunderts. Diamanten symbolisierten ewige Liebe und materielle Sicherheit. Zwei Jahre später sang Carol Channing «Diamonds Are a Girl's Best Friend» in dem Broadway-Musical «Gentlemen Prefer Blondes». Die Mythologie vom Diamanten ist jedoch keine Erfindung der Moderne. Vor rund 2000 Jahren schrieb der römische Historiker Plinius der Ältere: «Diamanten treiben die Fantasie der Menschen an und sind gleichbedeutend mit Macht.»

Gross wie eine Grapefruit

Dieser Zauber hat sich bis heute gehalten, wie ich selbst bezeugen kann. 1982, nach einem Lunch mit einem Manager von De Beers in Hatton Garden, dem Londoner Diamantenbezirk, durfte ich einen faszinierenden Diamanten von der Grösse einer Grapefruit in die Hand nehmen. Und während meiner Zeit in Bombay beeindruckte mich ein aus Kaschmir stammender Juwelier, der im Schneidersitz auf dem Fussboden seiner Werkstatt unweit des Hotels «Taj Mahal Palace» sass, mit exquisiten Juwelen aus der Mogulzeit, die er angeblich verarmten Maharadschas abgekauft hatte.

Die Superreichen unserer Zeit sind nach wie vor fasziniert von Diamanten. In der Nachkriegsära verdankte sich der Ruf von Elizabeth Taylor nicht zuletzt einem birnenförmigen Stein von 69 Karat, den Richard Burton ihr geschenkt hatte. Dieser Taylor-Burton-Diamant stützte sich auf die romantischen Eigenschaften, die Diamanten zugeschrieben werden.

Einst waren Diamanten mit märchenhaften Namen ausschliesslich Königen und Fürsten vorbehalten, vor allem dem britischen Königshaus. Der grösste Diamant aller Zeiten, der «Cullinan», der im Rohzustand 3106,75 Karat wog, wurde 1907 von der britischen Kolonie Transvaal angekauft und König Edward VII. zum Geschenk gemacht. Der Stein wurde in neun grös-

sere Diamanten zerlegt, von denen der grösste (Cullinan I bzw. «Great Star of Africa») eine tropfenförmige Gestalt aufweist und 530,2 Karat wiegt.

Märchenhafter ist der «Koh-i-Noor» (Berg des Lichts). Der Legende nach befand er sich im Besitz der südindischen Kakatiya-Dynastie, wurde im 14. Jahrhundert aber von den Mogulherrschern geplündert. Nach dem Zweiten Sikh-Krieg wurde im Vertrag von Lahore festgelegt, dass «der Maharadscha von Lahore den Diamanten an die Königin von England [Victoria] abzutreten» habe. Der Stein mit einem Gewicht von 108,93 Karat befindet sich heute, zusammen mit den anderen Kronjuwelen, im Tower zu London. Zu den Besitzern des Koh-i-Noor zählten der Schah von Persien, der Maharadscha von Jammu und Kaschmir sowie der «Löwe vom Punjab», Ranjit Singh, der erste Maharadscha des Sikh-Reichs. Die Eigentumsrechte am Koh-i-Noor sind umstritten, Indien, Pakistan, der Iran und die Taliban haben Besitzansprüche angemeldet.

In den vergangenen zwanzig Jahren hat eine neue Ära begonnen. Wir leben im Zeitalter des Bling-Bling, von zur Schau gestelltem Luxus,

Einst waren Diamanten mit märchenhaften Namen Königen vorbehalten.

und das gilt besonders für Diamanten, die von Rappern gern als «Ice» bezeichnet werden. So tritt der Rapper Ice Cube meist mit einer Diamanthalskette auf. Funkelnde Juwelen und komplett diamantenbesetzte Uhren (etwa von Audemars Piguet) gehören inzwischen zum Standard-Outfit von Hip-Hop-Stars.

Als Vater des Rapper-Bling gilt Yakov Arabov (Jacob Arabo), geboren in Taschkent in der damaligen Sowjetrepublik Usbekistan. 1979 emigrierte er mit seiner Familie nach New York und gründete dort 1986 Jacob & Co. Seine abgefahrene Kreationen erregten das Interesse des Rappers The Notorious B.I.G., genannt Biggie, der ihm den Spitznamen «Jacob the Jeweler» verpasste. Biggie machte ihn mit seinen Freun-

den bekannt, darunter Jay-Z, Nas, Puff Daddy, Drake und 50 Cent. Berühmte Sportler, Popstars, Schauspieler und Models folgten – etwa Michael Jordan, David Beckham, Madonna, Elton John, Mariah Carey, Naomi Campbell und Jennifer Lopez. Namhafte Firmen kamen hinzu. Für einen Ring aus der Ice-Cube-Kollektion von Chopard muss man 10 000 Euro hinblättern.

Plutokraten in Nahost und Asien entpuppen sich inzwischen ebenfalls als grosse Sammler von Mega-Bling. Der Hongkonger Milliardär Joseph Lau, Immobilienentwickler, Kunstsammler, Weinsammler und Frauenheld, bevorzugt extrem seltene farbige Diamanten, sogenannte *fancy diamonds*. Im November 2015 ersteigerte er für seine Tochter den «Blue Moon of Josephine» (12,03 Karat) bei Sotheby's für 48,5 Millionen Dollar – der höchste Preis pro Karat. Kurz zuvor hatte Lau einen rosafarbenen 16,08-Karäter erworben, dem er den Namen «Sweet Josephine» gab. Der ähnlich juwelenvernarrte saudische Prinz al-Walid ibn Talal Al Saud schmückte seinen Mercedes-Benz mit Diamanten im Wert von 4,8 Millionen Dollar. Wer das Auto berühren will, muss angeblich viel Geld dafür bezahlen.

Im Unterschied zu Luxusdiamanten ist das Wertversprechen von Diamanten für die Mittelschicht jedoch bedroht, nicht nur wegen des globalen wirtschaftlichen Abschwungs, sondern auch wegen technologischer Entwicklungen. Aber wie konnte De Beers überhaupt zu einer derart marktbeherrschenden Stellung im weltweiten Diamantengeschäft kommen?

Das Geschäft begann 1871

Die frühesten Diamanten wurden in Indien und später in Brasilien gefunden. Sie waren abgelagert in uraltem Magmagesstein, sogenannten Kimberliten, und gelangten durch karottenförmige vulkanische Schloten, sogenannte Pipes, an die Erdoberfläche. 1871 wurde in Südafrika auf einer Farm, die der Familie De Beers gehörte, eine nutzbare Kimberlit-Pipe entdeckt. Ein regelrechtes Diamantenfieber brach aus, und es entstand «The Big Hole», das grösste von Menschenhand gegrabene Loch der Welt. Seitdem floriert die Diamantenförderung mit der

Entdeckung von 6500 Schloten in dreissig Ländern. Die weltweite Produktion ist von einer Million Karat im Jahr 1872 auf 130 Millionen Karat angestiegen. Diamanten sind, anders als weithin vermutet, keine Seltenheit mehr.

Der Mythos von Seltenheit und Wert hat sich im Laufe der Jahre dank des genialen Marketings und der monopolartigen Stellung von De Beers im Diamantenhandel gehalten. Marcel Tolkowsky, ein belgischer Mathematiker aus Antwerpen, der sich in einer 1919 erschienenen Studie mit der Veredelung von Edelsteinen beschäftigte, gilt als Erfinder des Rundschliffs. Er hat der Popularität von Brillantverlobungsringen im frühen 20. Jahrhundert den Weg bereitet.

Dagegen gründete der Nachkriegsboom darauf, dass Diamanten als Wertanlage dienten. Das GIA (Gemological Institute of America) führte ein Bewertungssystem auf Grundlage der 4C ein – *carat, clarity, colour, cut* (Karat, Reinheit, Farbe, Schliff). Laut dem Antwerpener Diamantenhändlerverband sind die durchschnittlichen Diamantenpreise, gemessen am Preis eines lupenreinen Einkaräters der Kategorie D, seit 1960 um jährlich 14 Prozent gestiegen.

Aber es gab auch teils dramatische Einbrüche. Der Nachkriegsboom endete, als Paul Volcker, einer der grossen Direktoren der amerikanischen Notenbank, zur Bekämpfung der zweiten Ölkriseinflation den Leitzins im Juni 1981 um 20 Prozent an hob. Auch die aktuelle Inflation hat zu einem Rückgang im Diamantengeschäft um 37 Prozent geführt.

Verlobungsringe sind out

De Beers konnte sich nach dem Crash von 1982 zwar rasch erholen, aber die Struktur des Diamantenmarkts hat sich seitdem deutlich verändert. Vor vierzig Jahren hatte De Beers praktisch ein Monopol. Heute ist Alrosa, zu 34 Prozent im Besitz des russischen Staates, der grösste Diamantenproduzent der Welt. Die Zeiten, da De Beers als marktbeherrschender Produzent und Händler die Diamantenpreise manipulieren konnte, sind längst vorbei.

Zum Leidwesen von De Beers sind Smaragde, Rubine und Saphire nicht nur als romantisch konnotierte Edelsteine, sondern auch zunehmend als Geldanlage begehrt. Zwischen März 2019 und März 2021 stiegen die Smaragd-

preise um 60 Prozent und die von Rubinen um 31 Prozent, während die Diamantenpreise sich einpegelten.

De Beers hatte schon in der Vergangenheit mit Rezession, hohen Zinsen und einem veränderten Publikumsgeschmack zu kämpfen, aber nun ist das Unternehmen zum ersten Mal mit einer technologischen Herausforderung konfrontiert. Synthetische Diamanten, die optisch und in ihren physikalischen Eigenschaften nicht von natürlichen Diamanten zu unterscheiden sind, erobern den Markt. In den vergangenen vier Jah-

Für die Mittelschicht dürften Diamanten keinen Ewigkeitswert mehr haben.

ren haben Labordiamanten, ein Fünftel so teuer wie echte Diamanten, ihren Marktanteil bei Verlobungsringen von 10 auf 36 Prozent erhöht. Sie gelten nicht nur als umweltfreundlich (zur Gewinnung von einem Karat sind 250 Tonnen Gestein erforderlich), sondern auch als ethisch vertretbar. Das ist nicht unwichtig für Millennials, die mit Horrorgeschichten von «Kriegsdiamanten» oder «Blutdiamanten» aufgewachsen sind, dargestellt etwa im Film «Blood Diamond» (2006) mit Leonardo DiCaprio.

De Beers wehrt sich dagegen mit Kampagnen wie «Real is Rare», um für echte Diamanten zu werben. Verlobungsringe sind out, Luxus ist in. De Beers bedient mit seiner Forevermark Collection den Narzissmus reicher junger Frauen, gefeiert wird «die Macht, die Weiblichkeit und das neue Denken der modernen Frau» – was immer darunter zu verstehen ist. Aber werden die Abkehr von Diamanten als einem Symbol der heterosexuellen Liebe und die Zusammenarbeit mit der Uno-Frauenorganisation und ihren politisch korrekten Formeln den Niedergang des Diamantenmarkts verhindern? Vielleicht sollte man sich bei De Beers die Warnung «Go woke, go broke» in Erinnerung rufen.

Im Zuge der Globalisierung hat sich die Branche von einem geordneten Markt (mit De Beers an der Spitze) zu einem chaotischen Markt entwickelt, der von Russland (echte Diamanten) und China (Labordiamanten) beherrscht wird. Der Diamantenmythos ist gefährdet wie nie zuvor. Während die Luxuswelt der Superreichen vermutlich überleben wird, dürften Diamanten für die Mittelschicht keinen Ewigkeitswert mehr haben.



Blondinen bevorzugt: Grace Kelly mit Diamanten.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Google cancelt Weisse

Wir sind durchweg intolerante, homophobe weisse Heuchler und gehören umerzogen. So jedenfalls sieht es die Tech-Industrie. Nein, das ist keine Übertreibung.

Douglas Murray

Die Zukunft ist da. Und sie ist sehr, sehr rassistisch. Wie die *New York Post* kürzlich berichtete, hat sich Googles Bild-generator Gemini AI vieles vorgenommen – historische Genauigkeit gehört nicht dazu.

Wenn man das Programm auffordert, ein Bild der amerikanischen Gründerväter zu zeigen, bekommt man Bilder von schwarzen und indigenen Amerikanern, die etwas unterschreiben, das wie die amerikanische Verfassung aussieht. Das ist zumindest genauer als die Bilder von Päpsten. Eine Suche nach einem Bild eines der Heiligen Väter liefert unter anderem Bilder einer südostasiatischen Frau. Wer hätte das gedacht!

Voller Vorurteile

Manche finden das überraschend. Ich nicht. Vor einiger Zeit habe ich versucht, im Silicon Valley herauszufinden, was bei Google Images passierte. Weil Google Images schon damals eine ganz spezielle Voreingenommenheit erkennen liess.

Wenn man «schwule Paare» eingab und entsprechende Bilder suchte, bekam man viele glückliche schwule Paare. Gab man «hetero-

Sucht man Bilder von schwulen Paaren, bekommt man viele glückliche schwule Paare.

sexuelle Paare» ein, bekam man Bilder von, ähm, schwulen Paaren. Das Gleiche passierte, wenn man glückliche Paare jedweder Orientierung suchte.

Wollte man Bilder von «schwarzen Paaren» sehen, bekam man viele glückliche schwarze Paare zu sehen. Gab man «weisse Paare» ein, wurden einem schwarze oder gemischtrassige Paare gezeigt – viele davon homosexuell. Auf

meine Frage, wie das zu erklären sei, wurde mir im Silicon Valley erwidert, dass dies als *machine learning fairness* bezeichnet werde. Die Maschine sollte also Fairness lernen. Die Vorstellung dabei ist, dass wir Menschen voller Vorurteile



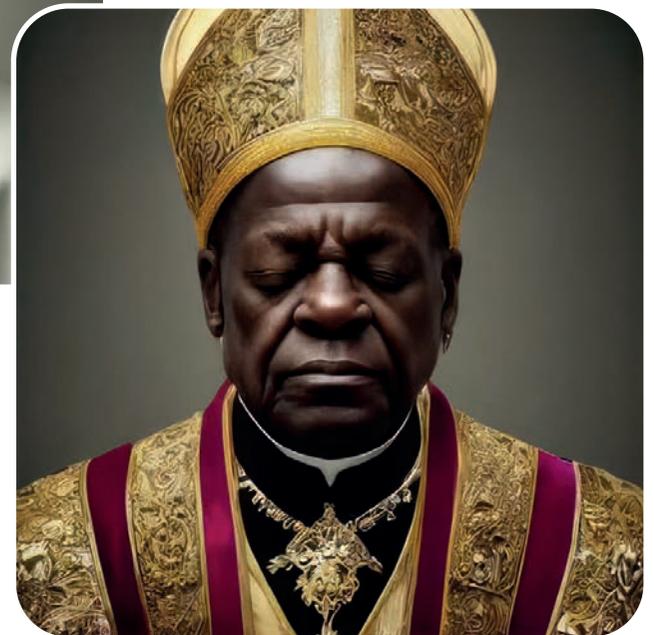
sind und die Maschinen deswegen vorurteilsfreie Bilder liefern müssen. Allerdings waren die Maschinen eindeutig voreingenommen. Viel mehr als der durchschnittliche Mensch. Mir wurde klar, dass die Maschinen nicht eigenständig arbeiteten. Sie wurden durch menschliche Intervention gesteuert.

Wenig später habe ich es noch einmal überprüft: Google Images arbeitet noch immer mit derselben Methode. Sucht man Bilder von schwulen Paaren, bekommt man viele glückliche schwule Paare. Sucht man heterosexuelle Paare, erscheint ein Artikel, in dem gefragt wird, ob heterosexuelle Paare sich wirklich als

solche identifizieren sollten. Das zweite Bild erscheint mit dem Schlagwort «Queere Lektionen für Heteropaare». Wenig später erhält man ein älteres schwules Paar mit der Unterzeile «Rat für heterosexuelle Paare von einem schwulen Paar in Langzeitbeziehung». Sodann ein Foto mit dem Bildtext «Schwule Paare haben nicht so viele Eheprobleme wie heterosexuelle Paare».

Was für eine Beleidigung!

All das bleibt einem erspart, wenn man nach «schwulen Paaren» sucht. Dann bekommt man das Gewünschte. Man wird nicht mit Fotos und Artikeln bombardiert, die einem erklären, dass heterosexuelle Paare viel glücklicher sind als schwule Paare.



«Hier ist ein Bild von einem Papst»: Vorschläge von Googles Gemini AI.

Fast scheint es, als wollte Google Images uns etwas oktroyieren.

Das Gleiche gilt für die Hautfarbe. Wer Fotos von schwarzen Paaren sucht, bekommt das Gewünschte. Glückliche schwarze Paare,

ausnahmslos heterosexuell. Wenn dieselbe Maschine aber Bilder von weissen Paaren ausspucken soll, passiert zweierlei. Man bekommt massenhaft Bilder von schwarzen und

Google liefert ein im wahrsten Sinne komplett falsches Bild unserer Vergangenheit.

gemischtrassigen Paaren und schliesslich, wer hätte das gedacht, von gemischtrassigen schwulen Paaren.

Warum spielt das eine Rolle?

Weil erstens klar ist, dass die Maschinen nicht vorurteilsfrei sind. Im Gegenteil, sie sind voller Vorurteile. Anscheinend will die Tech-Industrie uns belehren. Sie geht davon aus, dass wir durchweg intolerante homophobe weisse Heuchler sind, die umerzogen werden müssen. Was für eine Beleidigung!

Zweitens liefert Google Images ein im wahrsten Sinne komplett falsches Bild unserer Gegenwart. Wenn wir uns mit der Vergangenheit beschäftigen, lernen wir, dass damals andere Verhältnisse herrschten.

Wir sehen, wie es damals zugeht, und auf diese Weise lernen wir. Wie sah es damals aus? Und wie sieht es heute aus? Und was offenbart der Vergleich?

Diversität von Nazisoldaten

Wenn wir die Vergangenheit fälschen oder verändern, berauben wir uns der Chance, nicht nur die Vergangenheit zu verstehen, sondern auch die Gegenwart. Google hat erklärt, man wolle Gemini einstweilen aussetzen. Vor allem wegen der grotesken «Diversität» von Nazisoldaten. Im Dritten Reich gab es offenbar schwarze Armeeingehörige. Wer hätte das gedacht.

Google wird dieses Problemchen bestimmt in den Griff bekommen, aber man sollte vielleicht bedenken, dass nicht nur das Programm nichts taugt, sondern die ganze Sache faul ist. Google will die Vergangenheit Amerikas und des Westens umschreiben. Das sollten wir verhindern.

In der Sowjetunion gab es einen Witz, der im Zeitalter der künstlichen Intelligenz für Amerika relevant sein könnte: «Sicher ist nur die Zukunft. Die Vergangenheit ändert sich dauernd.»

Douglas Murray ist ein britischer Historiker, Journalist und Sachbuchautor. Er schreibt eine Kolumne für den *Spectator* und gehört zu den meistbeachteten Stimmen der englischsprachigen Welt.

Dieser Artikel ist zuerst in der *New York Post* erschienen. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Dr.-Spiele

Über die eigentümliche Sehnsucht der Deutschsprachigen nach zwei Buchstaben mit Punkt.

Peter Littger

Auf die kleinen Unterschiede komme es an, um in der Gesellschaft Einfluss zu besitzen, erklärte der französische Soziologe Pierre Bourdieu 1979 in seinem Bestseller «La Distinction». In Deutschland, Österreich und in der Deutschschweiz manifestiert sich Distinktion in einer kryptischen Abkürzung auf dem Türschild, auf dem Lebenslauf – und auf der Stirn: Herr und Frau Dr.!

Wie populär die beiden Buchstaben mit dem Punkt als scheinbarer Ausweis von Kompetenz sind, zeigen Massenprodukte wie «Dr. Best», «Dr. Schnell», «Dr. Oetker» oder «Dr. Loosen».

Dr. von und zu Guttenberg ist immerhin auf dem Türschild das Comeback gelungen.

Als seien Zahnbürsten, WC-Reiniger, Backmischungen oder Moselwein hochwertiger, wenn ihr Eigentümer – oder ein Vorfahre – ordentlich an einer Universität promoviert wurde. Wenn überhaupt.

Gelogen und manipuliert

Es ist ein eigentümliches Kapitel der deutschsprachigen Gesellschaft und ihrer Geschichte, wie viel für den akademischen Grad des Doktors gelogen und manipuliert wird. Bereits im 19. Jahrhundert florierte das Geschäft von Promotionshändlern, während an Universitäten wie Jena oder Giessen Titel verkauft wurden, um Professorengehälter aufzubessern.

Die Leistung der Doktoranden bestand in einer «niveaulosen» mündlichen Prüfung, wie der deutsche Politiker, Philosoph und Professor Carl Vogt kritisierte, der später in Genf Zoologie lehrte. Über «Pseudodoktoren» wetteerte der Berliner Historiker Theodor Mommsen, der für strengere Regeln eintrat, die seit 1810 alleine in Preussen galten. Verlangt waren eine schriftliche Dissertation und eine Prüfung in lateinischer Sprache. Wer es fauler anging, durfte bald in Preussen den Doktor-Titel nicht mehr tragen. Davon betroffen war zum Beispiel Karl Marx. Deutsch-

landweit galt es erst ab 1935 – im Nationalsozialismus, als politische Schwerverbrecher wie Goebbels oder Frank mit ihren «Dr.»-Titeln prahlten.

Bildung adelt!

Besonders einfach hatte es sich übrigens der Schriftsteller Karl May gemacht. So wie er den Wilden Westen romantisierte, ohne je dort gewesen zu sein, gab er sich den Fantasietitel «Dr. May» – bis seine Frau in den USA wenigstens ein lateinsprachiges Promotionszeugnis kaufte. Ausgestellt war es für «Carolo May» von einer «Universitas Germana-Americana apud Chicago» – eine Briefkastenfirma, die deutschen Doctoris-Desperados zur Distinktion verhalf.

Mays Dreistigkeit wäre heute nach Paragraph 132a des deutschen Strafgesetzbuchs verboten. Doch die unstatthafter Bemühungen um den kleinen Unterschied sind nicht verschwunden. Tatsächlich wurden nie mehr «Pseudodoktoren» entlarvt als in den vergangenen dreizehn Jahren. Sie haben bei anderen abgeschrieben! Zum Klub der toten Doktoren zählen die ehemaligen Ministerinnen Franziska Giffey und Annette Schavan sowie der ehemalige Verteidigungsminister Karl-Theodor Guttenberg.

Bleibt die Frage, warum es der Freiherr von und zu Guttenberg überhaupt nötig hatte. Schliesslich ist er seit seiner Geburt im Besitz eines anderen kleinen Unterschieds, der zumindest im Vereinigten Königreich mehr zählt als jeder bürgerliche Titel. Man lässt sich dort lieber als «Baron», «Lord» oder «Sir» ansprechen.

Im republikanischen Deutschland gilt unterdessen: Bildung adelt! Guttenberg konnte es deshalb nicht lassen und wurde 2019 ausgerechnet an der britischen Universität Southampton promoviert. Ob er einen Ghostwriter beschäftigte, ist nicht bekannt. Auch die Plagiatsjäger haben nichts moniert.

Damit ist Dr. von und zu Guttenberg immerhin auf dem Türschild das Comeback gelungen.

Venezianischer Odysseus

«Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen», schrieb Goethe. So soll es sein! Wir müssen weltanschauliche Hürden überwinden. Das Vorbild heisst Marco Polo.

Jürgen Wertheimer

Mitten im fernen 13. Jahrhundert brechen zwei venezianische Kaufleute zu einer grossen Reise Richtung Osten auf. Marco Polos Vater und sein Onkel sind Kaufleute und wollen mit Edelsteinen handeln. Über gewaltige Umwege treffen sie schliesslich am Hof des Mongolenherrschers Kublai Khan in Kambaluk, dem heutigen Peking, ein. Der mächtige Khan hält grosse Stücke auf das Christentum und gibt den beiden Händlern einen Auftrag. Nämlich ihm Öl aus der Lampe am Jesus-Grab in Jerusalem zu beschaffen – als Balsam für Seele und Körper.

Kublai Khans Vertrauter

Mit vielen Geschenken und diesem Auftrag kehren sie 1269 nach Venedig zurück. Um nur drei Jahre später neuerlich in Richtung Osten aufzubrechen, um ebendiesen etwas abstrus erscheinenden Auftrag zu erfüllen – diesmal in Begleitung des siebzehnjährigen Marco. Der Beginn einer Fahrt, die uns noch heute staunen lässt: über Palästina (Akkon) – wir befinden uns mitten in der Zeit der Kreuzzüge – weiter nach Asien, durch die bunten Basare von Täbris, die Oasenstadt Yazd, Hormus und entlang der indischen Küste, quer durch die Wüste, auf Teilen der Seidenstrasse bis nach China. Nach 12 000 Kilometern und dreieinhalb Jahren Reisezeit erreichen Marco Polo und seine Begleiter unverseht Shangdu, den 320 Kilometer nördlich von Peking gelegenen Sommersitz des Grosskhans. Und endlich steht der junge Reisende Kublai Khan, dem Grosskhan der Mongolen und Enkel des legendären Dschingis Khan, gegenüber. Hier ein kleiner venezianischer Nobody – dort der Herrscher eines Weltreichs. Konnte das gutgehen? Nun, es ging gut – wenn man dem Bericht Marcos glauben darf, von Anfang an und überraschend schnell.

Der Mongolenherrscher war allem Neuen und Unbekannten gegenüber aufgeschlossen – und der ferne Westen war damals mit Sicherheit dem Osten so wenig bekannt wie diesem der ferne Osten. Wechselseitige Neugier ist



Eine Fahrt, die uns noch heute staunen lässt:

Marco Polo und sein Onkel machen sich auf die Reise (o. r.), 1271.

immer noch eine der motivierendsten Eigenarten, wenn es um das Erkunden neuer Wirklichkeiten geht.

Es scheint tatsächlich so, als wäre Kublai Khan von Anfang an vom mittlerweile 21-jährigen Marco Polo beeindruckt gewesen. Während Vater und Onkel ihren Geschäften nachgehen, lernt Marco verschiedene Sprachen, die im Mongolenreich gesprochen werden. Der Herrscher betraut Marco Polo mit Sondermissionen, macht ihn zu seinem Präfekten. Als Diplomat und Vertrauter des Potentaten reist der jugendliche Diplomat in fürstlichen Diensten in den nächsten siebzehn Jahren durch Tibet, durch die Regionen am Fluss Jangtse, am Gelben Fluss und am Mekong. Als erster Europäer gelangt Marco Polo ins Innere von Birma und ins Gebiet der heutigen Staaten Thailand und Vietnam, möglicherweise auch nach Sibirien.

Nicht alles, was er später berichtet, hat er mit eigenen Augen gesehen, und nicht wenige zweifeln sogar bis in unsere Tage daran, ob

diese Reise jemals stattgefunden hat. Vielleicht, so der Verdacht, kam er nur bis Konstantinopel, der Rest Erfindung, Kolportage, Bericht aus zweiter Hand – vom Hörensagen.

Als das ebenso verwegene wie kluge Trio nach Jahrzehnten wieder in die Heimat zurückkehrte, war Marco längst zu einer Art Odysseus geworden, den nichts mehr auf Dauer hielt.

Bereits 1299 nahm er als Kommandant einer Galeere an einer Seeschlacht gegen die Genueser teil und geriet in mehrmonatige Gefangenschaft. Und genau dieser Vorfall sollte zur Keimzelle des legendärsten Reiseberichts aller Zeiten werden. Führte ihm der Zufall doch einen versierten Schriftsteller als Haftgefährten zu: den Berufsschriftsteller Rustichello da Pisa. Zusammen mit ihm entstand im Verlauf weniger Monate der Bericht über Marcos Zeit in China. Wir wissen nicht, ob er ihm seine Geschichte diktierte oder nur das Material dazu lieferte und den Autor als Ghostwriter einsetzte. Das Resultat dieser einzigartigen Koproduktion jedenfalls ging um die Welt: «Le divisament dou monde»

(«Die Aufteilung der Welt») oder, bekannter, unter dem Namen «Il Milione».

Ein Bestseller, der in den nachfolgenden zwei Jahrhunderten nicht nur viel gelesen wurde, sondern auch praktische Verwendung fand. Noch Christoph Kolumbus benutzte Marco Polos Angaben zur Errechnung der Länge einer Seefahrt. Die mit eigenen Anmerkungen versehene Abschrift des Reiseberichts «Il Milione» ist noch

Ohne diesen literarischen Coup wäre diese Reise möglicherweise längst in Vergessenheit geraten.

heute in Sevilla zu bewundern. Ohne diesen literarischen Coup wäre diese Reise, falls sie denn stattgefunden hat, möglicherweise längst komplett in Vergessenheit geraten. Da der «Milione» aber nun einmal vorliegt und derart Furore machte, hat diese Reise – unabhängig von empirischen Beweisen – definitiv stattgefunden: und wenn auch nur im Kopf vieler Leser, die den Mythos Marco Polo über die Jahrhunderte hinweg weitertrugen. Diese «Neuvermessung der Welt» fand lange vor den Forschungsreisen des 18. Jahrhunderts und lange vor denen der Konquistadoren und Entdecker des 15. und 16. Jahrhunderts statt. Und wahrlich auf eine sehr viel weniger rabiate, blutige Art und Weise.

Nämlich ganz ohne Eroberungsgelüste, Überlegenheitsgefühl und Missionierungswahn. Und auch ohne jeden Anflug von exotischer Schwärmerie.

Migrant auf Zeit

Marco Polo hatte offenbar begriffen, dass sich ihm die einmalige Chance bot, als Botschafter des übermächtigen Grosskhans eine ihm und den Europäern bis dahin fremde Welt zu erkunden. Umgekehrt mag der wissbegierige und innovativ denkende Khan von der Beobachtungs- und Auffassungsgabe seines unaufgeregten berichtenden Kundschafters profitiert haben. Denn Marco Polo sammelte alles, was seinen Weg kreuzte. Kleines wie Grosses: technische Erfindungen, religiöse Rituale, Geldangelegenheiten und Heiratsachen, Tierarten, Pflanzengifte, Heilkräuter, Geografisches, Mineralogisches, Politisches ... Es gibt nichts, was den Migrant auf Zeit nicht interessieren würde. Und: was ihn nicht gleichermassen interessieren würde. Forciert gesagt, könnte man sagen: Dieser Mann ohne Eigenschaften unterscheidet nicht, wählt nicht aus, und vor allem richtet und moralisiert er nicht, sondern begnügt sich damit, in der Art eines wahrheitsversessenen Reporters zu berichten.

In seinen Aufzeichnungen mischen sich eigene und fremde Beobachtungen – über-

gangslos und nahezu wertungsfrei. Ein Welten-sammler der besonderen Art. Und der Grosskhan fand offenbar immer mehr Gefallen an seinem sehr besonderen Informanten und seiner Art, den Dingen nachzugehen. Während seine chinesischen Gesandten Aufträge immer nur schematisch «abarbeiteten», lieferte Marco Polo mehr. Er hakte Fakten nicht nur schematisch ab, sondern vermittelte Hintergründe, fragte nach Zusammenhängen. Einmal notierte er, nicht ohne Stolz, er hätte «bemerkt, dass dem Herrscher die Mission wohl wichtig war, ihm aber Nachrichten über Zustände, Ereignisse und Lebensgewohnheiten der bereisten Gebiete noch wichtiger waren».

Nach siebzehn Jahren wird es den drei Venezianern dann doch etwas ungemütlich im Reich der Mitte. Der Khan ist mittlerweile gegen die achtzig, die politischen Machtkämpfe kommen näher. Erst nach langem Bitten willigt der Khan ein und genehmigt die Abreise: als Kohorte einer schönen Prinzessin, die in Persien verheiratet werden sollte. Die Rückreise verlief nicht weniger abenteuerlich als der Hinweg: Erst vier Jahre später, 1295, Marco ist mittlerweile Mitte dreissig, erreichten die drei endlich wieder Venedig. Mit leeren Händen, denn die 500 Kilogramm wertvolle Rohseide, die sie mitbringen wollten, waren kurz vor ihrer Ankunft konfisziert worden. Allenfalls ein paar Edelsteine, eingnäht in die Säume der Kleidung, waren ihnen verblieben. Und die Erinnerungen an diese Reise ihres Lebens, die erst jetzt – aus der Rückschau – wirkliche, das heisst literarische Gestalt annehmen sollte.

War er in China nahezu zu einem Einheimischen geworden, so wurde er in seiner fremd gewordenen Heimatstadt nahezu zu einem Aussenseiter, bis zu seinem Lebensende von Zweiflern begleitet, die an der «Echtheit» seiner Reise zweifelten, ihn der Lüge bezichtigten.



Marco Polo (1254–1324).

1324 starb Marco Polo – bis zuletzt von Priestern, Freunden und Verwandten aufgefordert, um seines Seelenheiles willen den Lügengeschichten doch endlich abzuschwören. Seine Antwort: «Ich habe nicht die Hälfte dessen erzählt, was ich gesehen habe!» Man muss sich immer wieder klarmachen, dass mehr als zwanzig Jahre, angereichert mit vielen anderweitigen Erfahrungen, vergangen waren, bevor Marco Polo sich anschickte, die Reise sei-

nes Lebens in schriftliche Form zu bringen. Es war kein junger Mann, der gebannt von fremdartigen und exotischen Erfahrungen seine Impressionen spontan zu Papier brachte. Vielmehr sortierte, rekapitulierte, dokumentierte und konstruierte hier ein Erwachsener seine eigene Vergangenheit. Es ist, als hätte er den Moment der ersten Begegnung auch für sich selbst immer

wieder neu evozieren und wachrufen wollen. In der Art eines kundigen Reiseführers begleitet die Kunstfigur Marco seine «Mitreisenden» und unterhält sie beim Gehen locker mit Anekdoten und Skurrilitäten, unterfüttert mit witzigen und wichtigen Hinweisen auf religiöse und profane Sitten und Gebräuche, so dass nie Langeweile aufkommt. Zugleich gewinnt man zunehmend den Eindruck, sich einem anzuvertrauen, dem man nichts vormachen kann und der einen ungeheuren Vorrat an Wissen hat, ohne damit zu prahlen oder sich in den Vordergrund zu spielen. Im Gegenteil.

Nur «Touristen»

Der Erzähler des «Millione», der wie ein Flaneur durch die Welt zu gehen scheint und uns zu einem grossen, sehr grossen Spaziergang einlädt. Und der seinen Mitreisenden möglicherweise den guten Rat gibt: Vergesst nie, wir sind nur auf Durchreise, nur «Touristen». Wir interessieren uns für alles – aber wir lassen uns auf nichts ein. Elend, Hunger, Reichtum, Verbrechen, grausame

Was bleibt, ist ein erster europäischer Blick in das Reich der Mitte.

Schlachten, opulente Feste – wir beobachten alles von aussen. Nicht desinteressiert, beileibe nicht. Aber doch im Wissen darüber, dass es nicht unsere Armut, unser Reichtum, unsere Schlachten sind. All diese bleiben am Ort, wir aber ziehen weiter ... Irgendwohin.

Was bleibt, ist ein erster europäischer Blick in das Reich der Mitte. Der Pionier Marco hat China nicht nur abgebildet, sondern für uns Europäer vormodelliert. Wir könnten von seiner unaufgeregten Art der Ethnologie und der hellwachen Diplomatie noch immer lernen. Auch jetzt, wo China uns hautnah gekommen ist und das Projekt einer «Neuen Seidenstrasse» bis in das Herz des Westens greift. Marco Polo verstand nämlich die Kunst, Distanz zu halten und dennoch Kontakte herzustellen. Er begriff: Der Westen und der Osten brauchen einander, können vielleicht sogar voneinander profitieren. Ähnlich wie einer seiner gedanklichen «Erben», Goethe, dies 500 Jahre später im «West-östlichen Divan» formulierte:

«Wer sich selbst und andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Okzident
Sind nicht mehr zu trennen.»

Und Marco Polo war vielleicht der Erste, der weltanschauliche Hürden und «chinesische» Mauern zwischen den beiden Hemisphären abzubauen begann.

Jürgen Wertheimer ist Professor für internationale Literaturen an der Universität Tübingen. Zuletzt von ihm erschienen: «Immanuel Kant. Der Magier der Vernunft in 24 Episoden» (Benevento, 2023).

Orbán's Meisterzug

Der langjährige Verfassungsrichter Tamás Sulyok ist neuer Staatspräsident Ungarns. Regierungschef Viktor Orbán setzt ein starkes Zeichen für Rechtsstaatlichkeit.

Bence Bauer

Budapest
Nach dem überraschenden Rücktritt der ungarischen Staatspräsidentin Katalin Novák beruhigen sich im politisch aufgeheizten Ungarn die Gemüter langsam wieder. Am 26. Februar wählte die Nationalversammlung den Präsidenten des Verfassungsgerichts, Tamás Sulyok, zum Staatsoberhaupt. Ministerpräsident Viktor Orbán betonte, dass bei der Kandidatenwahl die Erfahrung, die Sachkunde in Verfassungs- und Rechtsfragen sowie das Wissen um politische Institutionen und die internationale Aufstellung eine Rolle gespielt hätten. Beobachter sehen dies auch als ein Zeichen des enormen Stellenwertes der Rechtsstaatlichkeit im Lande.

Erfahrung im Kommunismus

Nach dem Studium der Rechtswissenschaften betätigte sich der 1956 geborene Tamás Sulyok erst als Rechtsberater, dann bis zu seiner Wahl in das ungarische Verfassungsgericht als Rechtsanwalt. Zwischen 2000 und 2014 war er österreichischer Honorarkonsul in Szeged und lehrte seit 2005 an der dortigen Universität Verfassungsrecht. Nach seiner Wahl zum Verfassungsrichter 2014 wurde er 2016 vom Parlament zum Präsidenten des Verfassungsgerichts von Ungarn bestellt. Er ist damit nach László Sólyom (2005–2010) der zweite Präsident des Verfassungsgerichts, der zum Staatspräsidenten avancierte. Im Gegensatz zu Sólyom waren die Entscheidungen des Verfassungsgerichts in der Zeit von Sulyok weniger kontrovers, seltener umstritten und von einer grösseren verfassungsrechtlichen Reife geprägt.

Sulyoks Familie erlebte den Kommunismus aus nächster Nähe. Sein Vater musste nach dem Zweiten Weltkrieg seine Arbeit als Rechtsanwalt für mehr als zehn Jahre beenden. Durch diese Ereignisse sensibilisiert, promovierte der Sohn nach der Wende zum Thema der verfassungsrechtlichen Stellung der Rechtsanwaltschaft. Auch Tamás Sulyok selbst erfuhr aus eigener Erfahrung, wie der Kommunismus sich des Rechtswesens bemächtigte. Nach dem

Assessorexamen bedeutete ihm der Präsident des Komitatsgerichts, ein politisch Ernannter, er müsse in die kommunistische Partei eintreten, wenn er Strafrichter werden wolle.

Gerade in aufgewühlten Zeiten war er bemüht, den europäischen Dialog aufrechtzuerhalten.

Seine frappierende Antwort – er wolle kein Strafrichter sein – trug ihm eine Zwangsversetzung in eine Kleinstadt fern des Wohnorts mitsamt niedrigerer Stellung ein.

Tamás Sulyok spricht nicht nur ausgezeichnet Deutsch, sondern gilt auch als Freund der deutschsprachigen Länder. An entscheidender Stelle in Diplomatie und Rechtswesen knüpfte er enge Bande zu Deutschland, Österreich und der Schweiz. Dabei gehört er zu jenen Ungarn, denen der deutsche Sprach-, Kultur- und Zivilisationsraum nicht nur aus

den Lehrbüchern etwas sagt, sondern auch aus eigener persönlicher Verbundenheit.

Gerade in aufgewühlten Zeiten war er als Mann des Rechts und des Ausgleichs immer bemüht, den europäischen Dialog im Rechtsstaatsbereich aufrechtzuerhalten. Der 67-jährige Sulyok gilt in Fachkreisen als solider, glaubwürdiger und verlässlicher Garant der Rechtsstaatlichkeit. Der Neugewählte glaubt nach eigener Aussage sehr an den europäischen Dialog, was aber keineswegs bedeuten sollte, seine eigenen nationalen Werte aufzugeben. Die nationale Identität, das nationale Interesse und die nationale Souveränität zu verteidigen, sind für Tamás Sulyok wichtige Anliegen in einem Europa, in dem zusehends rechtliche, politische und moralische Fragen immer wieder zum Nachteil der Nationalstaaten vermengt werden.

Zeichen der Verlässlichkeit

Kenner der Politik des Landes betonen, dass die Wahl von Sulyok ein wichtiges Zeichen der Solidität und Verlässlichkeit sei. Selbst regierungskritische Analysten weisen darauf hin, dass es auch der Opposition gut zu Gesicht gestanden hätte, den renommierten Sulyok im Parlament zu unterstützen. Stattdessen hätten sich die Oppositionsparteien in Grabenkämpfe verirrt und sich auf keine gemeinsame Linie einigen können.

Für Ministerpräsident Viktor Orbán und seine Regierungskoalition ist die Wahl von Tamás Sulyok eine gute Entscheidung, denn man hat innerhalb kürzester Zeit einen Personalengpass sauber und solide überwinden können – obendrein mit einer hochstehenden Persönlichkeit, an deren fachlicher und persönlicher Eignung keine Zweifel bestehen. Damit hat der ungarische Ministerpräsident klar das Heft des Handelns in die Hand genommen und einmal mehr bewiesen, wie er selbst politische Krisen in Erfolge ummünzen kann.



Freund der deutschsprachigen Länder: Tamás Sulyok.

Bence Bauer ist Direktor des Deutsch-Ungarischen Instituts für Europäische Zusammenarbeit am Mathias Corvinus Collegium in Budapest und Mitherausgeber des Monatsmagazins *Hungarian Conservative*.

Schöne neue Schönheitskönigin

Eine Iranerin wird Miss Germany. Damit ist auch der letzte Bereich Deutschlands wokeisiert.



Ich habe in den letzten Jahren einige Texte über die Abschaffung des Wettbewerbs zugunsten sozialistischer Feel-good-Happenings geschrieben. Die Bundesjugendspiele sind so ein Fall, «Germany's next Topmodel» oder auch die Transformation der Miss-Germany-Wahl zu einem woken «personality»-Contest. Letztere fand am vergangenen Wochenende wieder einmal statt.

Das Positive: Schaut man sich die Finalistinnen der diesjährigen Wahl an, lässt sich feststellen, dass es uns auch hätte schlimmer treffen können. Heute freut man sich ja schon, wenn die Siegerin kein Mann ist.

Weniger positiv ist die Tatsache, dass das die Endauswahl aus 15 000 Bewerberinnen in Deutschland sein soll. Am Ende entschied man sich für eine 39-jährige Architektin und Mutter mit iranischen Wurzeln. Nicht die schlechteste Wahl unter den Blinden, aber wenn ich Berliner Mütter in Latzhose sehen will, kann ich mich auch in Prenzlauer Berg auf den Spielplatz setzen.

Dass man in Deutschland jeden Bereich des öffentlichen Lebens politisiert und wokeisiert hat, ist nichts Neues, macht es aber nicht weniger nervig. Im Fussball und beim ESC geht es, genau wie in der Schönheitskonkurrenz, hauptsächlich um «Haltung», und «Haltung» zeigt oder «personality» hat, wer möglichst viele Punkte im woken Bullshit-Bingo erzielt. International konkurrenzfähig ist man mit so einer Auswahl, die zudem permanent unterstellt, dass nur weniger schöne Frauen auch «personality» haben können, natürlich nicht, aber darum geht's bei der sozialistischen

Gleichmacherei ja auch nicht, sondern eher um Neid auf alles Herausragende und die Abschaffung positiver Stereotype.

Verbundenheit wird nun einmal genauso durch gemeinsame äusserliche Merkmale wie über bestimmte Verhaltensweisen erzeugt. Ich fühle mich einem Menschen, der deutsch aussieht und klassisch deutsche Eigenschaften besitzt, nun einmal verbundener als einer Person aus Papua-Neuguinea. Deshalb finden wir Befriedigung und Identität in positiven Stereo-

Selbst Wokeistan hat eben Grenzen, die nicht überwunden werden können.

typen, die nicht nur identitätsstiftend sind, sondern auch positiv diskriminierend. Uns also von anderen abgrenzen beziehungsweise einen Unterschied machen.

Ging es früher darum, eine landestypische Schönheit zu küren, die dann wiederum auf internationaler Ebene gegen die landestypischen Schönheiten anderer Länder antritt, geht es heute um die Überwindung aller, auch positiver Stereotype, obwohl das ganze Konzept dieser Wettbewerbe und der wesentliche Faktor ihres Erfolgs genau darauf beruhen.

Das linke Spektrum argumentiert dann, dass es in Zeiten der multiethnischen und multi-kulturellen westlichen Gesellschaft keine «landestypischen Schönheiten» mehr gebe. Der Argumentation kann man folgen, aber man sollte auch die Ideologie dahinter verstehen. Alles zielt auf den Gedanken der Auf-

lösung von Nationalitäten ab. Das ist die linke Utopie: der Weltbürger. Der Mensch ohne stereotypische Eigenschaften. Die Abschaffung jedweden Unterschieds und damit die vermeintliche Überwindung von Rassismus und Diskriminierung.

Es ist dasselbe Prinzip wie bei der Trans-Ideologie. Wir sehen einen Mann und hören einen Mann, sollen aber trotzdem sagen, dass der Typ eine Frau ist. Und genauso soll jemand mit iranischen oder afghanischen Wurzeln genauso deutsch für uns sein wie unser Nachbar Bernd. Schöner Gedanke, aber an der Realität vorbei.

Denn natürlich würde es die meisten von uns mehr befriedigen, wenn wir zur Miss-World- oder Miss-Universe-Wahl eine stereotypische deutsche Schönheit schicken würden. Genauso hätten wir es schöner gefunden, wenn Arielle auch wie Arielle im Film ausgesehen hätte, weshalb der Streifen auch schlechter lief als alle anderen Live-Action-Verfilmungen von Disney. Selbst Wokeistan hat eben Grenzen, die nicht überwunden werden können, weshalb man aus Barbie lieber keine adipöse Schwarze gemacht hat.

Und genau deshalb empfinden wir auch Unbehagen und Unterhaltungsverlust, wenn sich an anderer Stelle über diese Grenzen hinweggesetzt wird. Man kann eine gebürtige Iranerin zur Miss Germany machen, genau wie man auch eine Deutsche zur Miss Japan machen könnte (wenn die Japaner so ticken würden wie wir), aber es ändert nichts an unserer Wahrnehmung und dem unbefriedigenden Gefühl, das es hinterlässt.

Unsere Lust schmilzt nie

Bekenntnisse eines Ski-Egoisten.

Tom Kummer



Nur Glücksgefühle.

Wie viel Wut verträgt die Welt? Morgendämmerung. Sechzig Minuten liegen zwischen meiner Stadtwohnung und dem Eiger-Express. Auf der Autobahn stauen sich bereits die Pendler. Wir fahren in die andere Richtung. Freie Fahrt. Radio an:

«Hallo, ihr Ski-Egoisten da draussen!»

Gerade spricht eine Moderatorin auf Radio Rabe.

«Schon mal was von wütendem Wetter gehört?»

Stille. Ich sitze neben einer Gleichgesinnten. Wir sind uns Anfeindungen gewohnt.

«Die Nullgradgrenze ist mal wieder über 2000 Meter geklettert, der Schnee schmilzt. Im Klartext, Leute: Skifahren, übrigens wie Fleischessen, ist einfach nicht mehr zeitgemäss...»

Verstanden. Unsere Lust schmilzt nie. Radio aus. Wir reden wenig, während wir Richtung Berner Oberland gleiten. 6.30 Uhr. Wir werden die erste Gondel schaffen. Wie immer. Unser Ritual ist längst perfektioniert, Ausrüstung immer einsatzbereit, wie bei der Feuerwehr. Gerade beginnt unser 28. Skitag der Wintersaison 2023/24.

Leben fast nur fürs Skifahren

Wir schweben jetzt hoch, in der modernsten Gondelbahn der Welt. Montagmorgen. Tunnelblick. In Gedanken bereits bei der Frage, welche Piste am Eiger wir zuerst befahren. Oder machen uns ganz andere Sorgen stumm? Wann kommt der Schnee? Warum kommt er nicht? Und kann Wetter, die kleine Schwester des Klimas, wirklich wütend werden?

In der Grosskabine gleiten wir jetzt Richtung Eigerletscher. Gleichgesinnte sind dabei. Wir

schaun uns an. Lächelnd, wissend: Wir repräsentieren eine neue Klasse in unserer Gesellschaft. Für uns ist Zeit wichtiger als Geld. Ein deutscher Soziologe erklärte uns kürzlich zu «Zeitmillionären». Was soll das sein? Wir leben minimalistisch, reduzieren alles – materielle Güter, Erwartungen, vor allem die Arbeit. Im Winter leben wir fast nur fürs Skifahren. Dabei wird der Blick auf die Wetter-App bedeutender als das Studium von Börsendaten.

Ich gebe zu, wir sind durch und durch Städter – wohnen aber bewusst mit freier Sicht auf jene Berge, die im Saison-Abo enthalten sind. Ja, die Saisonkarte! Die wichtigste Karte in unserem Leben, nicht die Kreditkarte. Es ist ein unscheinbares Kärtchen, das ein Foto von uns zielt. «Top4» steht bei uns drauf – was auf

Ja, die Saisonkarte! Die wichtigste Karte in unserem Leben, nicht die Kreditkarte.

jene Spielplätze verweist, wo sich unser Winter abspielt: Hasliberg/Meiringen, Adelboden/Lenk, Gstaad/Saanenland, Jungfrauregion.

Dann geht alles ganz schnell. Die Nachdenklichkeit endet. Wir sind oben, stehen über der Piste, die Welt zu Füßen. Der perfekt präparierte Hang. Der Blick in die Tiefe lässt uns abheben. Das Schweben beginnt. Da ist es: das verdammte Glück, dank einem kleinen Kärtchen. Es gibt längst Zehntausende von uns, die sich die Schweizer Spassteuer von 850 Franken leisten. Im Vergleich: Eine Tageskarte in der Jungfrauregion kostet derzeit 75 Franken. Zwei Welten.

Wer zur guten Welt der Top-4-Vielfahrer gehört, kann man an diesem herrlichen Morgen in der Gondel fast riechen. Draussen am Hang erkennen wir uns an der Ausrüstung, an der Art, wie routiniert wir uns auf den Sessellift setzen, wie entspannt wir uns davon lösen. Dann die ersten Schwünge. Wir beherrschen viele Stile, zitieren im Schnee die Geschichte unseres Sports: zeigen Klasse beim Carven, der aggressivsten aller Sportposen, mit der ausufernden Ausholbewegung, selbst im steilsten Gelände mit ruhiger Armhaltung, tief in den Knien, wie auf Schienen. Um dann gleich einen verspielten Kurswechsel zu offenbaren, ein Zitat auf eine altmodische Umsteigetechnik à la «Goldjunge» Heini Hemmi. Oder grazil wedelnd, wie die Oldies, immer vorausschauend, wenn nötig das Tempo drosselnd.

Privileg für die Wohlhabenden

Viele von uns sind mit «langen Latten» aufgewachsen, beherrschen das Schwingen auf kleinstem Radius. Wohl wissend, dass es dank hochwertigem Material heute viele «Könner» gibt, alles geht leicht: Freestyle, Deep Powder, Rückwärtsfahren. Obwohl wir Jibs, Jumps, Pipes und Kickers im Fun-Park auslassen. Abgründe blenden wir immer aus. Das ist unsere Stärke. Emotionaler Minimalismus. Nur Glücksgefühle lassen wir in uns rein. Keine Wut.

Ich will ganz ehrlich sein: Es gibt auch eine dunkle Seite im endlosen Winter. Manchmal fühlt sich unsere Saison-Abo-Existenz wegen der Anfeindungen wie eine dystopische Geheimloge an. Dabei muss ich vielleicht erwähnen, dass Dystopien auch inspirierend sein können – dieses pessimistische Zukunftsbild,

das auf bedenkliche gesellschaftliche Entwicklungen verweist. Schon als die Engländer die Schweizer Berge entdeckten, war Skifahren ein Privileg für die Wohlhabenden. Exklusiv. Dahin geht heute die Entwicklung. Der Skisport wird langfristig in eine Nische zurückschrumpfen. Denn sonst ist das Geschäft mit dem Wintersport nicht zu retten. Obwohl der Status der privilegierten Nischenexistenz überhaupt nicht zu uns passt. Denn unsere Leidenschaft für ein Winterleben auf Skis ist ganz natürlich gewachsen, basiert in meinem Fall auf nachhaltig denkenden Naturalisten und steckt längst in meinen Genen.

Schon Vater und Mutter waren in den 1950er Jahren dabei. Obwohl es damals noch keine Saison-Abos gab, die ganze Regionen abdeckten. Die Ski-Enthusiasten von damals verstanden sich als Utopisten, die den Sinn des Lebens in unseren Bergen fanden. Sie organisierten sich auf Skitouren und massen sich an Hängen, die nur von den Hingebungsvollsten gemeistert werden konnten: «Le Mur suisse» zum Beispiel – eine der steilsten Pisten der Welt, an der Ostseite des Chavanette-Passes im Wallis. Oder die zwölf Kilometer lange Gletscherabfahrt am Titlis, die legendäre Olympia-Piste in St. Moritz. Die heute als «Franz-Heinzer-Abfahrt» bekannte Strecke am Stoos mit Gefällen von 90 Prozent. Klassiker wie die Parsenn-Abfahrt, die Lauberhornstrecke oder die längste Abfahrt des Kontinents, am Fuss

Im Lift nach oben setzt immer wieder Nachdenklichkeit ein – über unser Land, unsere Zukunft.

des Matterhorns, 25 Kilometer lang. Viele dieser Traumstrecken waren damals nur mit Tourenskis erfahrbar. Atemberaubend! Süchtig machend! So kerbte sich eine Leidenschaft in die DNA der Schweizer Ski-Utopisten. Wir sind das Resultat davon. Und kommen davon nicht mehr weg.

Heute schweben wir in modernsten Gondeln über perfekt präparierte Hänge. Dabei werden wir zu einer seltsamen Nachdenklichkeit angeregt. Ein schlechtes Gewissen? Erst oben an der Piste löst sich dieses Denken auf. Wir fahren nur noch Ski, verwandeln uns zu Ski-Egoisten. Den Hundschopf runter, die immer perfekt präparierte Metsch-Autobahn, die 88-prozentige Neigung der Direttissima-Abfahrt über Mürren, der immer gesperrte Zielhang am Kuenisbergli, die lieblichen Hänge über Saanenmöser, die epische Videmanette-Piste nach Rougemont. Top-4-Gebiete.

Ich gebe zu, mit unserem Zeitmillionärenstatus haben wir etwas aufgebaut, was uns in der Öffentlichkeit exponiert. Kürzlich löste ich einen wütenden Mini-Shitstorm aus, bloss weil ich drei Tage hintereinander auf Instagram sonnige Selfies mit Skihelm und golden glänzender Schneibrille gepostet habe. Selbst Freunde sahen

in uns plötzlich das Symptom einer Wohlstandsgesellschaft, verglichen unser Treiben mit einem *all you can eat*-Buffet.

Logisch, kann man den inneren Seelenkonflikt, den auch wir beim Skifahren austragen, auf Selfies nicht sofort ablesen. Alles sieht nach *fit and fun* aus. Aber das stimmt nicht. Im Lift nach oben setzt immer wieder Nachdenklichkeit ein – über unser Land, unsere Zukunft. Wie zum Beispiel auch bei uns immer mehr Menschen immer stärker den sozialen Austausch benötigen – je virtueller unsere Lebenswelt wird, desto wichtiger wird diese Funktion des Ski- und Liftfahrens. Das ist es!

Postapokalyptische Skination

Dank unserer Saisonkarte können wir auch persönlich wachsen. Wir kennen den Berg, die Industrie, die Macher dahinter. Wir spüren den Respekt, der uns entgegengebracht wird. Liftpersonal begrüsst uns meistens mit Vornamen. Sie kennen uns. Wir sind die Guten, die Glaubwürdigen. Sie wissen, dass wir den Massentourismus eigentlich verabscheuen, jeder Berührung mit seiner ansteckenden Börsartigkeit und Verrohung aus dem Weg gehen möchten. Auch haben wir längst auf den Pisten ein realistisches Gespür für unsere Zukunft in einer postapokalyptischen Skination entwickelt. Ein Insiderwissen, das sich sonst einzig den Einheimischen offenbart; und hoffentlich auch jenen Marketingexperten, Lokalpolitikern und Unternehmern, die das Schicksal und die Zukunft unserer Berge verantworten.

Wissen hilft, Schrecken zu verdauen. Zum Beispiel, wenn wir in der Gondel mit den Narben in unserer Landschaft konfrontiert werden. Wenn die riesigen Parkplätze der Schneekanonen auftauchen, die massive Erodierung, die Neubauten, der Wahnsinn am Berg. Aber dann spüre ich wieder mein Kärtchen in der Hose, meine Toleranz, meine Entspanntheit, meinen Glauben an die Zukunft – denn auch Dystopien können inspirierend sein. Die Saisonkarte lässt dich aufgeschlossener denken, vielleicht auch liebender. In Momenten des Gleitens über die Schneelandschaft finden wir zu uns, zu unserem Land. Dem Schweben auf der Piste folgt die Nachdenklichkeit auf dem Lift. Und so geht dieser Rausch auf Schnee und Kunstschnee immer weiter, bis eine Landkarte des präzisen Denkens im Kopf entsteht – auch Vernunft genannt.

Was nicht immer von Vorteil ist. Das kann auch bei uns eine existenzielle Krise auslösen. Die Vorahnung an ein Schreckensszenario: Unser Top-4-Kärtchen lässt sich nicht mehr aufladen. Die Schranke dreht nicht mehr. Der allerletzte Skitag droht.

Was dann?

Wie viel Wut verträgt die Welt?

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern.

Jetzt anmelden: *Weltwoche*-Gipfeltreffen der Ski-Legenden Pirmin Zurbriggen und Marc Giradelli mit Roger Köppel am 21. März in Zürich. Details im Inserat auf S. 52.



THIEL

Entnazifizierung

Ein Drama in drei Akten über den post-klimatischen Faktenkollaps im Zuge des aussenpolitischen Klimafeminismus im frühen 21. Jahrhundert

Die Personen der Handlung:

Ostukrainer

Westukrainer

Russe

Westler

Die Orte der Handlung:

Irgendwo in der Ukraine

Irgendwo in Russland

Irgendwo im Westen

1. Akt

Irgendwo in der Ukraine

Ostukrainer: Ihr seid alle Nazis!

Westukrainer: Nein, ihr seid die Nazis!

Ostukrainer: Seid ruhig oder haut ab, ihr Nazis!

Westukrainer: Haut doch ihr ab, ihr Nazis!

Ostukrainer: Wenn ihr nicht endlich Ruhe gebt, holen wir Hilfe, ihr Nazis!

Westukrainer: Nein, wir holen Hilfe, wenn ihr nicht Ruhe gebt, ihr Nazis!

Beide Ukrainer: Hilfe! Hilfe! Befreit uns von diesen Nazis!

2. Akt

1. Aufzug

Irgendwo in Russland

Russe: Wir müssen die Ukraine von den Nazis befreien!

2. Akt

2. Aufzug

Irgendwo im Westen

Westler: Wir müssen die Ukraine von den Nazis befreien!

3. Akt

Irgendwo in der Ukraine

Ostukrainer: Dort sind die Nazis!

Westukrainer: Das sind die Nazis!

Russe: Alle auf die Nazis!

Westler: Nehmt das, ihr Nazis!

Beide Ukrainer: Aua! Aua! Aua!

Andreas Thiel

Die Lüge, die Frauen heute erzählt wird

Man kann nicht alles haben. Auch wenn es verlockend scheint.



Frauen stehen heute alle Möglichkeiten offen. Sie haben die Freiheit, ihre eigenen Lebensentscheide zu treffen und die Modelle zu wählen, die am besten zu ihnen passen. Von der Wahl ihres Studiums bis hin zur Übernahme jedes erdenklichen Berufs haben Frauen die gleichen Möglichkeiten wie Männer. Man könnte denken, sie sollten doch zufrieden sein.

Dem ist nicht so. Untersuchungen über Jahre hinweg belegen, dass Frauen immer unglücklicher werden. Betsey Stevenson und Justin Wolfers stellten in ihrer Studie «Das Paradox des sinkenden Glücks von Frauen» (2009) fest, dass dieser Trend in allen Industrieländern zu beobachten ist. Besonders mit fortschreitendem Alter nimmt die weibliche Zufriedenheit ab. Anders als bei den Männern.

Experten erklären das Phänomen unter anderem damit, dass Frauen im fortgeschrittenen Alter mehr von Jobunsicherheit betroffen sind, auch mit Blick auf die Herausforderungen alleinerziehender Mütter. Hinzu kommt, dass die grosse Auswahl an Möglichkeiten oft zu Überforderung und Druck führt. Wir kennen es: Wenn unsere Optionen begrenzt sind, fällt es uns leichter, eine Entscheidung zu treffen. Ist die Auswahl hingegen endlos, steigt der Druck, die perfekte Wahl zu treffen, und Zweifel kommen auf. Die moderne Lebensweise führt paradoxerweise zu mehr Unzufriedenheit.

Diese Faktoren spielen sicher eine Rolle, ich aber habe noch eine andere Erklärung. Einerseits haben wir den Einfluss von Social Media, wo uns glamouröse Ladys ein perfektes Leben vorgaukeln. Sie sind ständig auf Reisen, schein

en übermässig erfolgreich. Und trotzdem haben sie für alles Zeit: Mann, Kinder, Selbstfürsorge. Oft ist es aber nur eine Fassade. Es sind die zwei besten Minuten ihres Tages, die sie auf Instagram präsentieren. Doch viele Frauen vergleichen sich und denken, dass andere alles perfekt im Griff haben und sie selbst unzureichend sind.

Andererseits werden Frauen oft durch gesellschaftliche Erwartungen unglücklich gemacht, und zwar durch das «having it all»-Prinzip, das die Gesellschaft und der moderne Feminismus propagieren. Man redet Frauen ein, dass sie alles haben können – und alles gleichzeitig. Alles ist problemlos machbar: eine erfolgreiche Karriere, eine glückliche Fa

Glamouröse Ladys sind ständig auf Reisen und haben trotzdem für alles Zeit: Mann, Kinder, Selbstfürsorge.

milien- und Partnerbeziehung sowie persönliche Erfüllung. Die moderne Familienpolitik lässt nichts unversucht, Frauen in Karrieren zu fördern und die Doppelrolle «Mutter und Karrierefrau» als erstrebenswert darzustellen.

Und dann stellen Untersuchungen fest, dass trotz all der Führungspositionen und unbegrenzten Möglichkeiten am Arbeitsmarkt das «having it all»-Prinzip Frauen im Grossen und Ganzen gar nicht so glücklich macht, auweia. Mein Eindruck ist, dass diese idealisierten Vorstellungen von Erfolg und Erfüllung oft nicht mit der realen Erfahrung vieler Frauen übereinstimmen. Sicher gibt es jene, die alles

müheless unter einen Hut bringen und glücklich sind, aber viele scheitern dabei, diese hohen Anforderungen, auch an sich selbst, zu erfüllen. Abends kehren sie erschöpft nach Hause, sind gestresst, psychisch belastet und unzufrieden.

Gutbezahlte Positionen mit viel Verantwortung bringen zwangsläufig ein erhöhtes Arbeitspensum mit sich, vielleicht auch Pikettdienst oder Ferienunterbruch. Man kann nicht nur die positiven Aspekte, Geld, Status und Erfolg, wollen und die negativen Konsequenzen von sich weisen. Dies gilt genauso für Männer. Auch sie können nicht alles sein, erfolgreicher Unternehmer und gleichzeitig *super daddy*. Oft entscheiden sie sich für Ersteres, oder aber sie wählen einen weniger anspruchsvollen Job, um mehr Zeit für die Familie zu haben, mit weniger Gehalt und einem niedrigeren sozialen Status.

Es ist ein Trugschluss, zu glauben, man könne alles haben. Auch wenn man versucht, einen Mittelweg zu finden, bleibt es immer ein Kompromiss, den man mit sich selbst eingeht. Man muss irgendwo Abstriche machen, sei es bei der Karriere oder den persönlichen Interessen, um den Anforderungen des Familienlebens gerecht zu werden. Das bedeutet nicht, dass man sich zwangsläufig für ein bestimmtes Modell entscheiden muss. Aber Frauen, die sich dessen bewusst sind, dass gewisse Verzichte erforderlich sind – mit allen damit verbundenen Konsequenzen –, scheinen letztendlich zufriedener.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

MÜNCHEN

Mythos Schwabing



Ein Zustand und kein Ort: Kandinskys «München-Schwabing mit der Kirche St. Ursula», 1908.

Selbst Picasso ist sich sicher, dass man Kunst nur in «Munick» studieren könne.

Seite 37

Er ist wieder da und schwingt jetzt im Bierdunst Reden: Adolf Hitler.

Seite 37

Was ist Schwabing heute? Wo sind «die Sonderlinge» in diesem legendären Stadtteil?

Seite 38

Der Sozialismus bayerischer Biergärten ist der einzige, der funktioniert.

Seite 39



Künstlertmekka der Avantgarde.

Schwabing, ein deutsches Lebensgefühl

Der Münchner Stadtteil ist seit über hundert Jahren ein Spiegel von Kultur und Gesellschaft. Thomas Mann und Adolf Hitler lebten hier, Andreas Baader, Uschi Obermaier und Helmut Dietl. Heute ist das grüne Bürgertum im einstigen Bohème-Viertel zu Hause. Was hat sich verändert? Das ist die Schwabing-Saga, eine deutsche Geschichte von Künstlern, Krawallen und Karrieren.

Pascal Morché

Wer sagt, dass er aus München sei, kann sicher sein, beim Gegenüber sofort eine Assoziationskette zum Rasseln zu bringen: Oktoberfest – Bier – und Schwabing! Um Münchens berühmtesten Stadtteil, um Schwabing, ranken sich Mythen und Legenden. Meist stammen sie aus Schwabings goldener Ära um 1900. Diese grosse Zeit ist (wie andere grosse Zeiten, die Schwabing danach noch erlebte) längst verblasst.

Aber die Vergangenheit wirkt hier immer noch. Grosse Namen wie Thomas Mann, Wassily Kandinsky, Lenin oder auch später Bernd Eichinger, Uschi Obermaier oder Helmut Dietl adeln in diesem Stadtteil Gentrifizierung und Luxus-sanierung; sie werden in den Quadratmeterpreis der Jugendstilwohnungen eingerechnet und in der Lyrik der Makler-Exposés erwähnt. Diese Namen sind ein Teil des Mythos Schwabing.

Wie kam es dazu?

Nach Ende des Krieges gegen Frankreich, 1871, hatte der wirtschaftliche Aufschwung

auch die bis dahin stille bayerische Residenzstadt München erfasst. Die Einwohnerzahl, ehemals 100 000, hatte sich in wenigen Jahren vervierfacht. 1890 wird Schwabing, ein kleines, unbedeutendes Dorf nördlich von München, eingemeindet.

Exzentrisch und selbstbewusst

Im Bauboom entstehen nun in diesem neuen Stadtteil Schulen, Kirchen, das damals grösste Krankenhaus Deutschlands und natürlich Wohnhäuser, viele mit Ateliers in den obersten Stockwerken. Vorbild: das Quartier latin in Paris. Künstler zieht es jetzt nach Schwabing, hier ist es billiger als in Paris, freier als in Berlin mit seinen preussischen Normen der wilhelminischen Gesellschaft, und die Kunstakademie ist nicht weit entfernt in der Maxvorstadt, dem südlichen Nachbarviertel Schwabings. Also, auf in die Moderne!

Literaten und Lyriker wie Lion Feuchtwanger, Erich Mühsam, Stefan George, Rainer

Maria Rilke oder Oskar Maria Graf prägen das Viertel. Die Maler Kandinsky, Franz Marc, Paul Klee, August Macke, Gabriele Münter leben hier; ein paar von ihnen gründen die Künstlervereinigung «Der Blaue Reiter», und weitere Maler wie Alfred Kubin und Giorgio de Chirico ziehen nach Schwabing.

1896 werden hier zwei bedeutende Zeitschriften gegründet: der bissig-böse *Simplicissimus* nach dem Vorbild französischer Blätter wie

1890 wird Schwabing, ein kleines, unbedeutendes Dorf nördlich von München, eingemeindet.

Le Rire. Sein Chefredaktor: Frank Wedekind. Die andere Zeitschrift heisst schlicht *Jugend* – und ist namensgebend für den Jugendstil.

Schwabing, das ist um die Jahrhundertwende neben Paris das Künstlertmekka der Avantgarde. Kandinsky malt hier das erste abstrakte



Bild der Welt und schreibt über seine Wahlheimat, dass in diesem «etwas komischen, ziemlich exzentrischen und selbstbewussten Schwabing ein Mensch ohne Palette oder ohne Leinwand oder zumindest ohne eine Mappe sofort auffiel». Selbst Pablo Picasso ist sich sicher, dass man Kunst eigentlich nur in «Munick» studieren könne.

«Gschlamperte Malerweiber» wie Münter und «Emanzen» wie die Schriftstellerin Franziska von Reventlow, die die freie Liebe propagiert, gehören zum Studium dazu. Mit ihrer adeligen Familie hatte sich die «Schwabinger Gräfin» überworf. Nun führte sie seit 1897 ein wildes Leben in München und setzte der Künstlerszene mit ihrem Roman «Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil» ein literarisches Denkmal. Von ihr stammt das Bonmot, Schwabing sei «ein Zustand und kein Ort».

Das «Wahnmoching» (von Reventlow) der Jahrhundertwende ist tatsächlich eine «Massensiedlung von Sonderlingen». Sie sind auf der Suche nach Freiheit, nach Leben jenseits des Konventionellen und Konformistischen, sie sind die «Schwabinger Bohème». Dazu gehören «Maler, Bildhauer, Dichter, Modelle, Nichtstuer, Philosophen, Religionsstifter, Umstürzler, Erneuerer, Sexualethiker, Psychoanalytiker, Musiker, Architekten, Kunstgewerblerinnen, entlaufene höhere Töchter, ewige Studentent, Fleissige und Faule, Lebengierige und Lebensmüde, Wildgelockte und adrett Gescheitelte», so der Schriftsteller Erich Mühsam in seinen

«Unpolitischen Erinnerungen»; seit 1909 lebte er in Schwabing.

Schluss mit lustig

Andere bleiben auch hier «adrett gescheitelte» Exoten, ringen um Form, zumindest, was Stil und Kleidung angeht, wie die Dichter Stefan George und Thomas Mann. Für Mann gipfelte dieser «seltsame Stadtteil» 1902 in seiner Erzählung «Gladius Dei» mit der Feststellung: «München leuchtete.» In Schwabing wechselte er so oft die Wohnung, dass man ihn heute des



«München leuchtete».

Mietnomadentums verdächtigen dürfte. Von der Schwabinger Bohème allerdings distanzierte er sich, im Gegensatz zu seinem Bruder Heinrich, deutlich: «Ich bin ein Mensch von Erziehung, ich trage saubere Wäsche und einen heilen Anzug und finde schlechterdings keine Lust dabei, mit ungepflegten jungen Leuten

an absinthklebrigen Tischen anarchistische Gespräche zu führen.»

Im Jahr 1900 hatte Thomas Mann in Schwabings Feilitzschstrasse 5 seinen Roman «Buddenbrooks» vollendet. Es ist dasselbe Jahr, in dem sich ein russischer Exilant mit spitzem Bart namens Wladimir Uljanow unter dem nicht sehr fantasievollen Pseudonym «Meier» ein möbliertes Hinterhauszimmer in der Schwabinger Kaiserstrasse 46 mietet. Dieser Mann fühlt sich allerdings sehr wohl bei «anarchistischen Gesprächen an absinthverklebten Tischen», er will das Zarenreich stürzen und nennt sich hier im Münchner Künstlerviertel erstmals Lenin.

Nach dem Ersten Weltkrieg ist dann erst mal Schluss mit lustig; Schluss mit den Lustbarkeiten einer intellektuellen Anarchie und eines gelebten Irrationalismus. Ausländische Künstler müssen das Land verlassen, andere, wie Franz Marc, sind gefallen, die Literaturszene ist auseinandergebrochen. Dieser seltsame Österreicher aber, der seine gemalten Postkarten schon 1912 (mit meist mässigem Erfolg) in Schwabinger Künstlerkneipen anbot, er ist wieder da und schwingt jetzt im Bierdunst Reden: Adolf Hitler.

München wird nun zur «Hauptstadt der Bewegung»; und sehr oft muss sich Hitler selbst bewegen, nämlich in das Haus der Schwabinger Ainmillerstrasse 33, denn dort wohnt Rudolf Hess, sein Kamerad der ersten NSDAP-Stunden. Dass Jahrzehnte später genau in demselben Haus Helmut Dietl seine grosse Filmkomödie «Schtunk» schreibt, ist ein Bei-

spiel für die Ironie des Lebens und für dieses Schwabing, in dem ein nahezu beispielloser Reichtum an Geschichte und Geschichten auf wenigen Quadratkilometern eng miteinander verwoben ist.

Futuristisch schick!

Nach dem Zweiten Weltkrieg breitet sich in Schwabing schneller als anderswo wieder ein Lebensgefühl von Freiheit aus. Die Kneipenszene beginnt in den Trümmern zu florieren. Wieder versammeln sich Literaten in diesem und in keinem anderen Stadtteil der Isarmetropole. Im Herzen von Altschwabing gründet Dieter Hildebrandt Mitte der 1950er Jahre die Lach- und Schiessgesellschaft, sie wird bald zum einflussreichsten Kabarett der jungen Bundesrepublik.

Die Schatten einer neuen Zeit werfen 1962 «Die Schwabinger Krawalle» voraus. Der Anlass tagelanger Strassenschlachten ist nichtig: Eine Musikgruppe, die zu laut war, sollte von der Polizei zum Schweigen gebracht werden. Die Schwabinger protestierten, unter ihnen der junge Tunichtgut Andreas Baader, der später die Terrorgruppe Rote Armee Fraktion gründen wird. Der alte anarchistische Künstlercharakter dieses Stadtteils kommt damals noch

Nach dem Krieg breitet sich schneller als anderswo wieder ein Lebensgefühl von Freiheit aus.

einmal zum Tragen. Doch bereits in den 70er und frühen 80er Jahren des längst vergangenen 20. Jahrhunderts beginnt langsam der Abstieg Schwabings: Die «Kreativszene» wandert in andere Stadtteile ab, meist nach Haidhausen. Schwabing wird jetzt nämlich teuer und «schick». Futuristisch schick!

Die 1971 eröffnete Diskothek «Yellow Submarine», untergebracht im Gebäudekomplex «Schwabylon», ist ein dreistöckiger Klub in Form einer Taucherglocke und von einem Aquarium umgeben. Durch Bullaugen konnte man 36 Haie und ein paar Riesenschildkröten sehen. Sie umschwammen die Gäste dekorativ in 650 000 Litern Meerwasser. Die neue Serie «Schickeria» auf Amazon Prime ist höchst sehenswert: Sie widmet sich eingehend solch legendärer und singulärer Schwabinger Vergnügungsstätten wie ebendieser «Haifischdisco» oder jenem «Blow up», einem riesigen Nachtclub der Flower-Power-Ära von 1967. Er galt als Vorläufer und Vorbild des ein Jahrzehnt später in New York eröffneten «Studio 54».

Mit den Tempeln der Lustbarkeiten steigen in den 70er Jahren die Preise. Längst lassen die Kneipen nicht mehr «jeden» rein. Nicht umsonst singt die Spider Murphy Gang 1981 sehr treffend: «Ja, in Schwabing gib't a Kneipn, die muass ganz was bsondres sei, da lassns solche Leit wie di und mi erst gar ned nei. In d'Schickeria, in d'Schickeria.»

«In ist, wer drin ist»

Bei Helmut Dietl, der die meiste Zeit seines Lebens in Schwabing verbrachte, kulminiert dieses Lebensgefühl einer selbsternannten Schickeria in dem Bonmot: «In ist, wer drin ist.» In den frühen 80er Jahren entsteht Dietls Fernsehserie «Monaco Franze»: Franz Münchinger, genannt Monaco Franze, ewiger Stenz und Flaneur, ein Vorstadt-Casanova mit Dackelblick, lebt natürlich in Schwabing. Hier flirtet er mit den feschen, kurzberockten, engbehosten Madln in den Eiscafés der Leopoldstrasse, oder er picknickt mit ihnen im nahen Englischen Garten, denn: «A bissel was geht immer.»

Mit diesen grandiosen, zutiefst melancholischen und liebevoll gezeichneten Milieustudien hat Helmut Dietl Schwabing zweifellos ein Denkmal gesetzt. Es ist aber auch das letzte Denkmal, das diesem «Zustand» namens Schwabing gerecht wird. Denn, was ist Schwabing heute?

Im wehenden Kaschmirmantel

Wo sind heute «die Sonderlinge» in diesem legendären Stadtteil? Sie, die markanten Schwabinger, die man in den Strassen traf? Die meisten sind tot: der Filmproduzent Eichinger aus dem Café «Capri», der immer in

Wer von den Sonderlingen (besser: den besonderen Menschen) nicht tot ist, der ist fortgezogen.

wallendes Weiss gekleidete Dietl, die Schauspielerin Barbara Rudnik, der weltberühmte Lampen-Designer Ingo Maurer aus der Kaiserstrasse ... und auch Hans-Magnus Enzensberger schreitet nicht mehr in wehendem Kaschmirmantel durch den Englischen Garten.

Tot auch die reizende alte Dame vom Habsburgerplatz. Sie konnte erzählen, dass manchmal ein Autohändler aus Milwaukee an ihrer Tür klingelt, nur um ihr die Hand zu schütteln – denn das sei schliesslich die Hand, die einst «der Führer» gedrückt habe. Traudl Junge, die Sekretärin Adolf Hitlers, bemerkte, dass sie jetzt hier in Schwabing nur unweit der letzten Wohnung von Hans und Sophie Scholl wohnte. Und wer von den Sonderlingen (besser: den besonderen Menschen) nicht tot ist, der ist fortgezogen. Wie Wolf Wondratschek (klugerweise nach Wien); oder gleich nach Los Angeles wie Uschi Obermaier.



Die Vergangenheit wirkt noch: Adolf Hitler, Erika und Thomas Mann, Franziska von Reventlow (v. l.)



«A bissel was geht immer»: Helmut Dietl (l.), Einkaufszentrum Schwabylon.

Die noch Hiergebliebenen, sie erwarten ihr Ende: Alexander Kluge schleppt sich mit 92 Jahren durch die Friedrichstrasse und manchmal in die Schweiz nach Sils Maria; die 68er-Ikone Rainer Langhans sieht man 83-jährig munter auf seinem alten, rostigen Fahrrad durch die Strassen radeln. Beim Discounter Penny kauft er ein. Die Strassencafés des einstigen Boulevards Leopoldstrasse, sie hiessen «Capri» oder «Venezia» – es gibt sie nicht mehr; sie sind Schischa-Bars oder Running-Sushi-Läden gewichen. Die urigen kleinen Kneipen und Bars mit schrägen Vögeln diesseits wie jenseits des Tresens, man findet sie jetzt eher in Giesing oder in Münchens Westend.

Hochburg der Grünen

In Schwabing indes sind manche Strassenzüge bis zum ersten Stock ihrer Häuser gepflastert mit Praxisschildern von Psychotherapeuten und Psychoanalytikern. Hier in Schwabing bilden diese Berufsgruppen eine der höchsten Dichten der Welt. Der Besuch beim *shrink* oder bei einem Coach ist für die Work-Life-Balance heutiger Schwabinger so selbstverständlich wie der Besitz einer Yoga-Matte.

Jugendstilwohnungen in luxussanierten Altbauten gibt's (wenn überhaupt) nur zu astronomischen Miet- oder Kaufpreisen. In Schwabing zu wohnen, muss man sich leisten können – oder wohl dem Glücklichen, der noch einen uralten Mietvertrag hat. Und die sich Schwabing eben leisten können, sie sind zumeist Unternehmensberater, Anwälte oder zumindest «Top-ITler». Zur Feinjustierung ihrer Karrieren zwischen Middle- und Upper-Middle-Management eilen sie in

frühen Morgenstunden mit dem Rollkoffer zum Flughafen. Jene, die bereits im Upper-Management angekommen sind, werden vom Chauffeur abgeholt.

Die Welt von 1900, als «München leuchtete», bleibt ihnen unbekannt. Die grossen Namen, derer hier an vielen Häusern mit Tafeln gedacht und erinnert wird, sie sagen den Selbstoptimierern von heute nichts. Sie wissen nur: «Hier lebte Rilke von 1918 bis 1919», diese Worte an einer alten, prachtvollen Hausfassade heben den Wert der Eigentumswohnung im Haus ungemain. In den Strassen parkieren die (meist von den Ehefrauen für die Fahrt zum Bio-Supermarkt genutzten) SUVs – wenn man sich nicht ohnehin mit dem E-Lastenfahrrad fortbewegt, wo die Kinder vorne wie kleine Prinzen herauschauen und der Golden Retriever nebenhertrabt.

Die weitaus stärkste Partei im Stimmkreis München-Swabing bei der Landtagswahl sind die Grünen (34,2 Prozent). Aus vielen Schwabinger Fenstern hängen Regen-

Die urigen kleinen Kneipen und Bars mit schrägen Vögeln findet man jetzt in Münchens Westend.

bogenfahren. Natürlich gibt es hier, wo jeder Dritte die Grünen wählt, weit und breit kein Asylantenheim, und deswegen ist sie hier auch am höchsten: jene Dichte der Wohlmeinenden und Welttrettenden. Ja, weil man hier viel für die Armen der Gesellschaft übrig hat, ist es in Schwabing inzwischen üblich, seinen Sperrmüll und andere überflüssig gewordene Dinge

einfach auf der Strasse zu entsorgen. Die Vermüllung des öffentlichen Raums durch wohlstandsverwahrloste Gutmenschen!

Sie glauben wirklich, sie vollbringen eine gute Tat, wenn sie ihren abgelebten Hausrat vor der Haustür abladen: kann doch vielleicht jemand gebrauchen! Helfen wir doch armen Menschen, die sich ein Ikea-Regal oder eine neue Matratze nicht leisten können, während wir auf dem Minotti-Sofa unter der Artemide-Lampe sitzen und die Füße auf den Noguchi-Couchtisch legen. Grüne, gelebte Marie-Antoinette-Arroganz im Schwabing des Jahres 2024.

Glück im Englischen Garten

Und doch: Schwabing ist nicht München; und München ist nicht Deutschland. Und genau das ist der einzige Grund, hier zu leben. Es ist eben pures Glück, mit einer Brotzeit in den Englischen Garten zu radeln. Der ist eher ein Wald denn ein Park und reicht weit über Schwabing hinaus. Dort im «Biergarten am Chinesischen Turm» kann man seine Mass Hofbräubier trinken. Blasmusik spielt, der Föhn lässt die Luft oft wärmer sein als anderswo in Deutschland, und das gleissende Sonnenlicht schimmert dabei durch die Blätter der Kastanienbäume; es gibt hier Platz für 7000 Menschen, und doch ist nie Gedränge oder Enge.

Der Sozialismus bayerischer Biergärten ist der einzige Sozialismus, der funktioniert! Im Biergarten herrscht eine integrative Kraft über alle Stände, konstruierten Geschlechter, Kulturen und Gehaltsklassen hinweg. Und hier in Schwabing wird einem das Glück eines solchen Ortes ganz besonders bewusst.

Silber: der Super-Rohstoff der Zukunft

Elektromobilität, Photovoltaik, Telekom und Medtech: Ohne Silber würden diese Branchen still stehen. Das Edelmetall ist gefragter denn je – und im Vergleich zu Gold viel günstiger zu haben. Investieren Sie einfach in reines Silbergranulat mit dem S-Deposito von BB Wertmetall.

Reines Silbergranulat.
Mit jeder Einzahlung ins S-Deposito erwerben Sie Silbergranulat, den Grundrohstoff für alle Silberanwendungen.

Wichtigstes Geldmetall.
Der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman stellte fest: Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte.

Win-win-Partnerschaften.
Über das S-Deposito lassen sich Tauschgeschäfte abwickeln. So kann man bei vielen Firmen Einkäufe gegen Silber tätigen.

Smart in Silber investieren.
Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich.

Sichere Lagerung in der Schweiz.
Die BB Wertmetall bewahrt Ihr Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100% versichert.

Inflationsschutz.
Silber hat seine Kaufkraft über Jahrtausende behalten und schützt vor einer Geldentwertung.

Unabhängig.
Das S-Deposito funktioniert unabhängig von Banken und Staat. Ihr physisch vorhandenes Silbergranulat gehört ausschliesslich Ihnen.

Begehrnt in der Industrie.
Silber ist ein hervorragender thermischer und elektrischer Leiter. Der Weg zu einer emissionsarmen Wirtschaft führt über Silber.

Schützen Sie
Erspartes vor
Bankenkrisen
und Inflation!

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Der Kapitalismus schaffe
Ungleichheit und zerstöre
die Umwelt, behauptet der
Historiker Friedrich Lenger.
Er macht es sich zu einfach.
Joachim Starbatty,
Seite 42



Sie wehte schon kräftiger im Wind.

Jasper Johns, *Flag Above White with Collage*, 1955 – Nichts anderes sind Flaggen als im Wind mal wehende, mal hängende Symbole, die vom Geist des Landes erzählen, in dem sie wehen. Kaum eine dürfte so bekannt sein wie die amerikanische, in deren Tuch der amerikanische Traum verwoben ist, dieses Versprechen von unbegrenzten Möglichkeiten für jedermann. Und in deren Tuch gleichzeitig ihre Schattenseite weht, der amerikanische Albtraum, das Scheitern des Versprechens von Freiheit, Individualismus und Unabhängigkeit.

Was ist übriggeblieben von einer verheissungsvoll unter einem blauen Himmel wehenden amerikanischen Flagge, von der

Sonne oder von Sonnen gar beschienen, tief eingebohrt auf fruchtbarer, von blühendem Leben erzählender Erde? Es scheint gelegentlich, dass die Flagge ihre einstige Wirklichkeit verloren hat und dass nur die Erinnerung oder die Träume im Wind flattern.

Mitte der 1950er Jahre fing Jasper Johns (geb. 1930) an, die amerikanische Flagge zu malen, der Koreakrieg mit geschätzten vier Millionen Toten war ein Jahr her. Vielleicht waren das die Jahre, als der amerikanische Traum seinen Kampf verlor. Johns' Flaggen sind wächsern, fast so, als ob das Tote einbalsamiert worden wäre, um wie ein ewiges, mumifiziertes Leben zu scheinen, ein regungsloses ewiges Leben.

Sie wehte schon kräftiger im Wind, die amerikanische Flagge, hing viel weniger kraftlos vor sich hin. Das Grossartige in grossem Stil, das sie einst verkörperte, ist dem Land abhandengekommen. Da scheinen nur noch Fetzen von Stolz und Hoffnung in einem fahlen, abgestandenen Wind zu wehen.

Manchmal denkt man sich, das Land sollte darüber nachdenken, weshalb seine Flagge ihre Leuchtkraft eingebüsst hat. Und dann sollte es sie von den Masten holen, sie waschen mit Stärke und in der Sonne zum Trocknen aufhängen. Weil es ein Land auf der Erde braucht, das selbst für Grösste nie zu klein scheint.

Michael Bahnerth

Von Marx auf die falsche Fährte gelotst

Der Kapitalismus schaffe Ungleichheit und zerstöre die Umwelt, behauptet der Historiker Friedrich Lenger. Er macht es sich zu einfach.

Joachim Starbatty

Friedrich Lenger: Der Preis der Welt. Eine Globalgeschichte des Kapitalismus. C.H. Beck. 669 S., Fr. 53.90

Friedrich Lenger hat sich an eine «Globalgeschichte des Kapitalismus» gewagt. Der Titel «Der Preis der Welt» offenbart seine Intentionen: Er stellt auf die Verteilung der Wohlstandsgewinne im Zuge des sich entwickelnden Kapitalismus ab. Sie kämen hauptsächlich dem Norden zugute; die übrige Menschheit werde ausgebeutet. Auch sei die Umweltzerstörung eine systematische Folge des Kapitalismus.

Lenger zieht ein Beispiel aus unserem Alltag heran. Die Küsten Bangladeschs und vieler indonesischer Inseln seien vom Anstieg des Meeresspiegels bedroht. Hinzu komme, dass Mangrovenwälder abgeholzt würden, um Platz für Aquakulturen zur Aufzucht von Garnelen zu schaffen. So könnten Fluten und Überschwemmungen immer weniger gebremst werden. Vor allem die Nachfrage europäischer Konsumenten treibe dieses milliarden schwere Geschäft an, dessen ökologische Kosten fernab vom Konsum entstünden.

Ausbeutung der Welt

Wie ein roter Faden zieht sich durch Lengers Werk folgende Botschaft: Die Verschränkung zwischen der fortgeschrittenen ökonomischen Verflechtung der Welt und einer zur planetaren Bedrohung werdenden Naturvernutzung gehe mit globalen Asymmetrien einher, die von Kapitalinteressen getrieben würden. Jenseits aller Datierungsfragen gehe es um den Preis, den nachfolgende Generationen dafür zahlen müssen, dass unsere kapitalistisch verfasste Gesellschaft seit Jahrhunderten so tue, als ob Naturressourcen keinen Preis hätten.

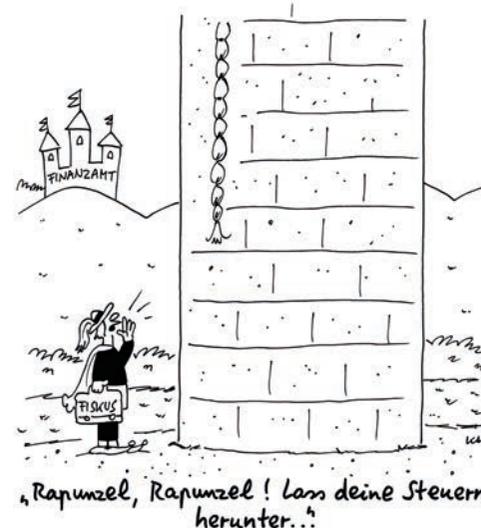
Lengers «Globalgeschichte» ist in dem renommierten Verlag C.H. Beck erschienen. Der Verlag sagt darüber, jeder, der die Welt von heute und die Probleme verstehen wolle, von deren Lösung unsere Existenz abhängen, müsse dieses Buch lesen. Lengers «Geschichte» ist

überaus positiv aufgenommen worden. Claus Leggewie nennt sie ein Meisterwerk, Ruth Renée Reif spricht von einer grossartigen und entlarvenden Globalgeschichte. Kim Christian Priemel schreibt über Lengers Befund, dass er zu Recht globale Ungleichgewichte und ökologische Verwüstung als Kehrseite einer dank Wohlfahrtsmehrung glänzenden Medaille des Kapitalismus anprangere.

Die beiden Schwerpunkte kapitalistischer Ausbeutung der Welt sieht Lenger in der transatlantischen Sklavenwirtschaft und im

Marx bleibt daher die Erkenntnis verschlossen, dass der Austausch über Märkte Wohlstand schafft.

Imperialismus begründet. Der Kapitalismus habe seinerzeit in den Kolonien überschüssige Produktion abgeladen und billige Rohstoffe von dort bezogen. Dass Produzenten durch Sklavenarbeit reich geworden sind und über den Einsatz von Maschinen die Arbeitskosten gesenkt wurden, bestreitet niemand. Doch kann daraus nicht geschlossen werden, dass Sklavenwirtschaft systematischer Bestandteil des Kapitalismus gewesen ist und dessen Entwicklung massgeblich geprägt hat.



Zentrale Merkmale des Kapitalismus sind Privateigentum, Arbeitsteilung, Tausch, Entwicklung von Regeln und Korrektur von Fehlentwicklungen über Marktprozesse. Dass Lenger diesen Phänomenen nicht weiter nachgeht, liegt daran, dass sich seine Sicht der Welt an Karl Marx und dessen Ausbeutungstheorie orientiert. Für Marx ist der Kapitalismus durch die Ausbeutung der Arbeiterklasse gekennzeichnet. Ihm bleibt daher die Erkenntnis verschlossen, dass der Austausch über Märkte Wohlstand schafft.

Für Marx wird der Wert gehandelter Güter über die jeweils notwendige Arbeitszeit bestimmt. Er zieht zur Illustration die Romanfigur Robinson Crusoe auf seiner Insel heran, der aus seinem früheren Leben die zum Überleben notwendigen Dinge und Verrichtungen kennt («Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie.» Erster Band). Er wisse, wie er die gegebene Arbeitskraft verausgaben müsse, um seine Bedürfnisse bestmöglich zu befriedigen.

Überraschende Lücken

Für Karl Marx bleiben auch die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zu ihren Arbeiten und ihrer Arbeitsproduktivität «durchsichtig einfach sowohl in der Produktion als auch in der Distribution» – das ist das entscheidende Stichwort. Marx nimmt an, eine arbeitsteilige Volkswirtschaft wie eine Robinson-Wirtschaft behandeln zu können. Daher entgeht ihm die eigentümliche Funktion der Unternehmer in einer arbeitsteiligen Gesellschaft.

Marx lotst mit seiner Ausbeutungstheorie Lenger auf die falsche Fährte: Die Ausbeutung des einen Teils der Menschheit durch den anderen Teil sei konstitutiv für die Jahrhunderte, in denen sich der Kapitalismus zu seiner heutigen Form entwickelte. Lenger wendet die marxsche Ausbeutungstheorie auf das Verhältnis zwischen Kontinenten an: imperialistische Metropolen versus Rohstoffe liefernde Kolonien.

Es überrascht, dass Lenger nicht die einschlägige Untersuchung von Joseph Schumpeter («Zur Soziologie der Imperialismen»,



Marx erkennt, dass Märkte Wohlstand schaffen.

1919) ausgewertet hat. Bei Kenntnis dieser Schrift hätte Lenger seine Passagen über den Imperialismus anders fassen müssen. Schumpeter schreibt, dass die für den Imperialismus typischen Trusts und Kartelle nicht aus dem Automatismus der Konkurrenzwirtschaft erklärt werden könnten. Trusts und Kartelle könnten ihrem hauptsächlichen Daseinszweck, Monopolpolitik zu betreiben, nur bei Schutzzöllen nachgehen.

Unzureichende Antworten

Ohne diese würden sie ihr Fundament verlieren. Schutzzölle seien aber Kinder politischer Aktionen. Daraus folgert Schumpeter, dass es grundfalsch sei, vom Imperialismus als einer notwendigen Phase des Kapitalismus zu sprechen oder gar von einer Entwicklung des Kapitalismus zum Imperialismus.

Lengers Orientierung an Marx lässt ihn übersehen, was die englischen Klassiker der Nationalökonomie zur Interpretation des

Lenger lässt die Überlegungen und Erkenntnisse von Ökonomen zur Umweltproblematik ausser Acht.

Kapitalismus beigetragen haben. Den Stammvater der modernen Ökonomie, Adam Smith, zitiert Lenger mit der Feststellung, die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien seien die beiden grossen Ereignisse in der Geschichte der Menschheit gewesen. Damit sagt Smith überhaupt nichts über den Kapitalismus selbst aus.

Stattdessen hätte Lenger dessen beide Hauptwerke – «The Theory of Moral Sentiments»

(1759) und «The Wealth of Nations» (1776) – miteinander vergleichen und das Phänomen der «unsichtbaren Hand» entschlüsseln sollen. Erstaunlich auch, dass Lenger den umsichtigsten der englischen Klassiker, John Stuart Mill, und sein Opus magnum «Principles of Political Economy» (1848) sowie dessen ins Detail gehende Konfrontation von Sozialismus und Kapitalismus übergeht. Auch Friedrich A. von Hayeks Erkenntnis (1969), dass der Wettbewerb im Zuge des Austausches über Märkte als ein Entdeckungsverfahren anzusehen sei, bleibt Lenger unzugänglich.

Nur die passenden Kieselsteine

Zum Schluss werfen wir noch einen Blick auf seine These, dass sich die kapitalistische Dynamik als gleichgültig gegenüber den Umweltbelastungen der kapitalistischen Expansion erweise – seien es die Verwüstungen, welche die weiterziehende Exportwirtschaft hinterliess, sei es der Export von Giftmüll oder Elektroschrott in ärmere Länder.

Lenger will damit aber nicht behaupten, dass solche Umweltschäden im real existierenden Sozialismus nicht aufgetreten wären. Die empirischen Befunde des real existierenden Sozialismus offenbaren eine verheerende Ökobilanz, und die Vertreter des theoretischen Sozialismus haben keine verwertbaren Antworten, weil sie die Knappheit von Gütern nicht bestimmen können.

Ferner lässt Lenger die Überlegungen und Erkenntnisse von Ökonomen zur Umweltproblematik ausser Acht. Walter Eucken hat bereits 1952 auf die Schäden kapitalistischer Produktion und fehlerhafter Kostenrechnung für die Umwelt aufmerksam gemacht: «Man denke an die Zerstörung von Wäldern in Amerika, die den Boden und das Klima weiter Gebiete verschlechterte und zu einer Versteppung führte.»

Inzwischen gibt es übrigens eine Lawine von Artikeln und Monografien über Umweltschäden, soziale Kosten der Produktion, die Kollektivgüter- und die Allmendeproblematik.

Dass Lenger, der sonst jeden Kieselstein dreimal umdreht, bevor er sich zu einer Aussage durchringt, die einschlägige ökonomische Literatur nahezu komplett ignoriert, ist schon erstaunlich. Die Erklärung liegt wohl darin, dass seine Orientierung an Marx' Ausbeutungstheorie ihn zu einem Flussbett gebracht hat, wo er nur Kieselsteine findet, die in seine «Globalgeschichte des Kapitalismus» passen.

Der Ökonom Joachim Starbatty ist Professor Emeritus Dr. Dr. h.c. der Universität Tübingen.

Verschwinden, suchen, wiederfinden

Claudia Olk

Maggie O'Farrell: Hier muss es sein.
Piper. 544 S., 36.90

Die Romane Maggie O'Farrells wenden sich in den letzten Jahren zunehmend historischen Stoffen und ihren literarischen Bezügen zu. Der vielfach preisgekrönte «Hamnet» (2020) handelt von William Shakespeares verstorbenem Sohn, «Porträt einer Ehe» (2022) erzählt die Geschichte Lucrezia de' Medicis mit Bezug auf Robert Brownings Gedicht «My Last Duchess». O'Farrells siebter Roman, «This must be the place» (2016), hingegen, der in diesem Monat erstmals in deutscher Übersetzung von Kathrin Razum bei Piper erschienen ist, spielt im 20. und 21. Jahrhundert und zeichnet das Porträt einer zeitgenössischen Ehe.

Grenzüberschreitungen

Der Protagonist, Daniel Sullivan, ein irisch-amerikanischer Sprachwissenschaftler, ist mit Claudette Wells, einem exzentrischen, ehemaligen Filmstar verheiratet. Sie begegnen sich durch einen Zufall in Irland, wohin Daniel gereist ist, um die Asche seines verstorbenen Grossvaters aufzufinden und zu beerdigen. Claudette dagegen sucht in Irland nicht die Vergangenheit, sondern ihre Zukunft. Sie war vor der unerbittlichen öffentlichen Aufmerksam-

keit kurzerhand aus einer Filmproduktion geflüchtet und hat ihr Verschwinden enigmatisch inszeniert, um mit ihrem Sohn und später auch mit Daniel und ihren beiden gemeinsamen Kindern in einem entlegenen Landstrich von Donegal zu leben.

Sukzessive entfaltet der Roman die Vergangenheit beider. Die Handlung schliesst dabei mehrere Generationen ein, deren Lebensläufe viele Parallelen aufweisen. Daniel wird, wiederum zufällig, an eine frühere Geliebte erinnert, die, anders als die Gerüchte um Claudette es nahelegen, tatsächlich verstorben ist. Geleitet von der Frage, ob er daran eine Mitschuld trägt, versucht Daniel, die Ereignisse zu rekonstruieren. Die Ehe zwischen Daniel und Claudette gerät dadurch zunehmend in eine schwere Vertrauenskrise. Anstatt nach New York zur Geburtstagsfeier seines Vaters zu reisen, fliegt Daniel zunächst nach Kalifornien, um die beiden Kinder aus seiner ersten Ehe, die er viele Jahre nicht gesehen hat, zu treffen. Analog zur Romanhandlung, die einer Struktur des Verschwindens, Suchens und Wiederfindens folgt, geht es auch für Daniel zunächst rückwärts, bevor es vorwärtsgehen kann.

Der Roman spannt ein breites Spektrum an Situationen auf, in denen Grenzüberschreitungen thematisch und strukturell werden: die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen sichtbarer Oberfläche und unsichtbarer Tiefe, zwischen innen und aussen. Die Darstellungen des Inneren einer Figur sind dabei stets von der Frage begleitet, ob und wie dieses überhaupt zugänglich ist. Seismografisch regis-

triert der Roman das Ungesehene, Verborgene und in seiner Latenz Bedrohliche. Handlungselemente wie die Erdbebenforschungen von Daniels ältestem Sohn Niall erhalten dadurch eine über ihren unmittelbaren Kontext hinausgehende Bedeutung.

Mehrdeutigkeit und Unmöglichkeit

Erzählerisch werden die Grenze zwischen dem Selbst und dem Anderen sowie die Frage danach, welche Rollen man sich und anderen zugedacht hat und inwieweit man die Regie über das eigene Leben haben kann, perspektivenreich realisiert. Claudettes früherer Ehemann, ihre erste Zufallsbekanntschaft, der Regisseur Timou, resümiert: «Warum müssen die Rollen von Schauspieler, Regisseur, Autor so festgelegt sein? [...] Die Grenzen verwischen.» Häufig konfigurieren Blicke aus dem Fenster Szenen des Beobachtens und Beobachtet-Werdens. Der Roman beginnt damit, dass Daniel sich selbst

Seismografisch registriert der Roman das Ungesehene, Verborgene und in seiner Latenz Bedrohliche.

von aussen betrachtet: «Ein Mann. [...] Der Mann bin ich.» Und immer wieder umkreisen seine Reflexionen die nicht triviale Frage: «Wo bin ich, und was mache ich hier?»

Jedes der kurzen Kapitel ist aus einer anderen Perspektive unter Verwendung anderer sprachlicher Register erzählt. Claudette spricht von sich selbst unpersönlich als «man», berichtet von ihrer Anfangszeit 1989 in London und dem Beginn ihrer Beziehung mit Timou. Ein frühes Kapitel, das aus der Sicht Nialls erzählt wird, thematisiert die Haut als verletzte Grenze zwischen innen und aussen. Die Selbstobjektivierung des Erzählenden wird hier durch den Einschluss von Fussnoten, eine wissenschaftliche Darstellungsweise, die der hochbegabte Niall gerade entdeckt hat, stilistisch umgesetzt. Eines der besonders gelungenen Formexperimente, die nie nur Selbstzweck sind, ist ein Auktionskatalog mit Bildern von Erinnerungsstücken Claudette Wells', anhand derer die Geschichte von Claudette und Timou erzählt wird. Immer wieder überschreitet der Roman selbst seine eigenen Grenzen hin zu anderen Medien – Fotografie, Film, Radio – und reflektiert schliesslich auf die Sprache selbst, ihre Mehrdeutigkeit und die Unmöglichkeit, Wahrheit oder positive Gewissheit zu erzeugen.

Kathrin Razum übersetzt dieses sehr lesenswerte Werk mit grosser stilistischer Sensibilität. Auch wenn Neben-



«Wo bin ich, und was mache ich hier?»: Autorin O'Farrell.

handlungen an wenigen Stellen etwas überfrachtet wirken, zeigt «Hier muss es sein» Maggie O'Farrells herausragende Kunst der Figurendarstellung sowie die Mühelosigkeit, mit der sie Lebensgeschichten miteinander verwebt und diese, wie in ihren späteren Romanen, über raumzeitliche Grenzen hinweg orchestriert.

Eine «andere» Literaturgeschichte

Pia Reinacher

Michael Krüger: Verabredung mit Dichtern.
Erinnerungen und Begegnungen.
Suhrkamp. 447 S., Fr. 43.90

Der Hang zum Suchtlesen zeigte sich schon in der Kindheit. In den spartanischen Zeiten des Zweiten Weltkriegs gab es im Haus der Grosseltern von Michael Krüger in Wittgendorf in Sachsen-Anhalt, wohin ihn die Mutter zum Schutz vor dem Bombenkrieg in Berlin gebracht hatte, noch drei Bücher: die Bibel, «Diehls Apfelflexikon» sowie den «Garcke», ein Buch über die Flora. Sie ersetzten die fehlenden Kinderbücher. Er las ständig darin, uferlos. Die Bibel ist für ihn noch heute das Buch der Bücher; das Alte und das Neue Testament lege den Grundstein des Erzählens; alle späteren Geschichten seien bereits darin enthalten, sagt er.

Jetzt hat Michael Krüger, der mit dem Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld zu den einflussreichsten Figuren der deutschen Nachkriegsliteraturszene gehörte, zu seinem 80. Geburtstag ein Erinnerungsbuch geschrieben. Es lässt die Kindheit wiederauferstehen, schweift über seine Lehr- und Wanderjahre in Berlin, London, Rom und erzählt von den Begegnungen mit den vielen Schriftstellern in Deutschland, Italien, den Niederlanden, Israel, Polen und Schweden sowie seiner Etablierung als Hanser-Verleger. Es ist ein abwechslungsreiches, fesselndes, anekdotenreiches Lebenszeugnis eines Giganten des Literaturbetriebs geworden, das man vergnügt liest.

Als Krüger sich 2013 als langjähriger Leiter aus dem Geschäft zurückzog, endete in München eine Ära. Bereits ab 1968 war er als Lektor für Hanser tätig, 1986 avancierte er zum literarischen Leiter und 1995 zum Geschäftsführer. Unter seiner Führung entwickelte sich Hanser zum erfolgreichsten deutschen Belletristikverlag. Warum? Erstens war er ein Arbeitstier. Oft habe er sogar auf der Fensterbank im Verlag übernachtet, munkelt man.

Zweitens hatte er einen untrüglichen Instinkt für das Ökonomische. Als Jugendlicher in bitteren Nachkriegszeiten verdiente er sich sein Geld mit Fahrradtouren zu den Kriegswitwen



Ohne Angst vor Risiken: Michael Krüger (2. v. r.) mit Urs Widmer, Hubert Burda, Tomas Tranströmer, Bazon Brock, Lars Gustafsson und Peter Handke (v. l.), 1981.

in Zehlendorf, Schlachtensee und Nikolassee, denen er die neusten Illustrierten *Quick*, *Die Neue Frau* oder *Das goldene Blatt* brachte. Die Damen waren nach den mageren Kriegsjahren gierig auf die tolldreisten Geschichten des Adels und die Intrigen der Höfe. «Mein Jott», rief eine Kundin jedes Mal, wenn sie sich über die Titelblätter beugte, «und das alles in Farbe.» Trotz seiner Jugend hörte er sich ihre Lebensgeschichten vertrauensvoll an, und manche Kundin erhöhte danach den «Lohn» um eine Mark.

Versunkene Welt

Dritter Erfolgsfaktor ist sein Gespür für packende Texte ohne Verfallsdatum. Er erkannte intuitiv das Potenzial eines Autors und förderte es ohne Angst vor Risiken. Der italienische Star Umberto Eco war in der Hanser-Verlagsgeschichte ein wichtiger Markstein: Krüger brachte den Erstling, den Welterfolg «Der Name der Rose», bereits 1982 heraus. Der Roman figurierte während 36 Wochen auf der *Spiegel*-Bestsellerliste – ein literarischer und ökonomischer Doppelschlag. Überhaupt verstand es Krüger wie kaum ein anderer, «Leuchttürme» an den Verlag zu binden. Im Hanser-Repertoire figurieren zahlreiche Bestsellerautoren und spätere Nobelpreisträger wie Derek Walcott, Seamus Heaney, Orhan Pamuk, Tomas Tranströmer, Mo Yan und Herta Müller. Angetrieben von wilder Neugier, einer fast triebhaften Begeisterungsfähigkeit für Geschichten und mit einem Faible für skurrile Charaktere war er in der Literatur am richtigen Ort.

Ein mitreissendes Beispiel ist das Kapitel über Italien. Von Umberto Eco sagt er, dass er

sich nach jeder Begegnung gefragt habe, wie sein piemontesisches Gehirn organisiert war – jedenfalls anders als bei normalen Menschen. Er hatte nicht nur den ganzen Augustinus und das gesamte Mittelalter darin gespeichert, sondern auch Hunderte von Witzen, die er in mehreren Sprachen erzählen konnte. 1981 hatte Krüger ein Stipendium für die Römer Villa Massimo erhalten und bereiste das Land immer wieder. Der erste Mensch, den er damals auf der Strasse nach dem Weg fragte, entpuppte sich als Alberto Moravia – ein literarisches Schwergewicht. Er war auf dem Weg zu seiner Frau Elsa Morante, die im nahen Spital lag.

Michael Krüger lernte alle wichtigen Schriftsteller dieser Epoche kennen: Natalia Ginzburg, den leisen Italo Calvino und seine wilde Frau Chichita, Giorgio Manganelli, der sich als grotesker Restaurantbesucher entpuppte und hinter den angepriesenen Kaninchen Katzenfleisch vermutete, den Filmregisseur Tarkowski mit dem stockkonservativen Frauenbild, Cesare Pavese oder auch Inge Feltrinelli, die deutsche Gattin des italienischen Verlegers, schrillste und schönste Frau der Buchmesse, ebenso intelligent wie extravagant, die sich gerne mit einer rosaroten Flitterboa inszenierte. Szene um Szene einer versunkenen Welt lässt Michael Krüger vor den Augen des Lesers plastisch wiederauferstehen. Das Erinnerungsbuch ist zum geistreichen Dokument einer «anderen» Literaturgeschichte geworden, faszinierend, unpathetisch und von hohem Unterhaltungswert.

Dunkler Stil – heller Kopf. Kurt Steinmann

Mike Tyson, der Intellektuelle

Benjamin Bögli

Werner Herzog: Die Zukunft der Wahrheit. Carl Hanser. 112 S., Fr. 33.90

Werner Herzog weiss natürlich, dass Wahrheit weder eine Zukunft noch eine Vergangenheit haben kann. Trotzdem trägt sein neues Buch diesen seltsamen Titel. Er soll eine Anspielung sein auf den Umgang mit der Wahrheit, auf neue Möglichkeiten, falsche Dinge verblüffend einfach echt erscheinen zu lassen: Deep Fake, Fake News, Dinge, die künstliche oder organische Intelligenz herstellen kann und die sich wie ein Lauffeuer im Internet verbreiten.

Dem berühmten deutschen Regisseur, der Filme wie «Fitzcarraldo» oder «Grizzly Man» auf die Leinwand brachte, ist die Suche nach der Wahrheit wichtiger als die Wahrheit.

«L. A. ist die Stadt mit der grössten Substanz in den USA, möglicherweise in der Welt.»

Er glaubt, dass Wahrheit mehr etwas ist, das entstehen kann, und weniger mit Fakten zu tun hat. Er macht einen Vergleich mit der Oper: «Im Zusammenspiel mit der Macht der Musik, die das Unglaublichste möglich macht [...] werden auch Stories vollkommen glaubwürdig, die es in der menschlichen Erfahrung so gar nicht geben kann. Das Unfassbare, das Unmögliche wird logisch und ganz selbstverständlich.» Wenn es die Gefühle zulassen, kann also auch völliger Unsinn wahr sein. So entstehen Mythen – oder Fake News.

Keine Untergangsstimmung

Herzog taucht in seinem kurzen Buch tief in die Geschichte ein. Es liest sich trotz der antiken Gewichtigkeit erstaunlich leicht. Er beschreibt zum Beispiel den «frühesten dokumentierten Fake-News-Fall»: die Schlacht bei Kadesch, die der ägyptische Herrscher Ramses II., der Grosse, 1274 v. Chr. gegen die Hethiter schlug. Dieser stellte sich auf Reliefs an den Wänden des Tempels von Amun in Karnak als grosser Sieger dar. Historisch verbürgt ist aber, dass die Schlacht für Ramses bestenfalls unentschieden ausging.

Die gut hundert Seiten bestehen hauptsächlich aus einer populären Ansammlung von Bei-



Wie Wahrheiten kreierte werden, wo sie lauern, wann sie täuschen:
Autor Herzog.

spielen, wie Wahrheiten kreierte werden, wo sie lauern, wann sie täuschen; seltener nehmen sie philosophische Züge an. Diesbezüglich hätte der Münchner Geisteswissenschaftler, der seit je mit erfrischenden, unkonventionellen Ansichten für Stimmung sorgt («L. A. ist die Stadt mit der grössten Substanz in den USA, möglicherweise in der Welt»), noch etwas grosszügiger umgehen können. Zum Denken und zum Schmunzeln regt das Buch allemal an.

«Wahrheit ist oft nur ein Konstrukt unserer Vorurteile», schreibt er einmal. Darauf folgt eine Passage, welche die Originalität zeigt, die auch Herzogs Filme und zuletzt auch seinen ersten Roman, «Das Dämmern der Welt», ausmacht. Herzog: «Ich muss hier an Mike Tyson denken.» Nun beschreibt er, wie er den ehemaligen Box-Champion Tyson, eher bekannt für Eisenfäuste als für Geistesblitze, kennenlernte und mit ihm, «ich weiss nicht mehr wie», auf die römische Republik zu sprechen kam. «Seine Kenntnisse waren erstaunlich. Bei

einem öffentlichen Gespräch mit ihm in der New York Public Library mit einem Freund von mir [...] bat ich diesen, das Publikum zuvor zu befragen: Wer unter den sechshundertfünfzig Intellektuellen, Schriftstellern und akademisch Gebildeten je etwas von Pippin dem Kurzen gehört hatte, immerhin dem ersten karolingischen König und Vater Karls des Grossen. Doch unter den Anwesenden war niemand, nicht ein Einziger, dem der Name etwas sagte. Aber Mike Tyson sprach dann eloquent von ihm und obskuren merowingischen Königen.»

Das Buch ist auch darum interessant, weil es keine Untergangsstimmung verbreitet. Herzog, 82, ein Mann, der schon mehr von der Welt gesehen hat als die meisten anderen, sieht dem Problem Fake News eher gelassen entgegen. Er rät einfach zur «Schuldvermutung», also einem generellen Misstrauen gegenüber den Inhalten im Internet. Man soll von «Manipulation, Propaganda und Lüge» ausgehen, «dies scheint mir die einzige Haltung, mit Fake News umzugehen». Und dann blickt er nochmals ganz weit zurück: «Wir werden auch rasch mit der digitalen Welt in ihrer Gesamtheit erwachsen werden müssen. Die empirischen schlechten Erfahrungen zwingen uns dazu, wie das in sehr langen Zeiträumen wohl für prähistorische Jäger-und-Sammler-Kulturen notwendig war. Wir können davon ausgehen, dass sie keine

giftigen Beeren oder Pilze assen, auch nicht aus Versehen. Wir können vermuten, dass sie trotzdem nicht die Natur als Feind betrachteten.»

Machtstrategien der neuen Eliten

Alexander Grau

Alexander Wendt: Verachtung nach unten. Wie eine Moralelite die Bürgergesellschaft bedroht – und wie wir sie verteidigen können. Lau. 372 S., Fr. 39.90

In den westlichen Gesellschaften hat sich eine neue Elite herausgebildet, die sich von den traditionellen Eliten, die Europa über Jahrhunderte beherrscht haben, grundsätzlich unterscheidet. Waren Eliten vergangener Jahrhunderte aus naheliegenden Gründen zumeist konservativ



Uneingeschränktes Lob ist verdächtig. Um seiner Glaubwürdigkeit willen sucht der Kunstrichter immer nach einem Mangel. Kurt Steinmann

und wollten Bestehendes bewahren, so geben sich die Eliten des beginnenden 21. Jahrhunderts dezidiert progressiv. Sie wollen nicht bewahren, sondern die Gesellschaft verändern und revolutionieren.

Ihre Macht üben diese neuen Eliten nicht mittels steiler Hierarchien aus, durch Befehl und Gehorsam, sondern durch den Besitz der kulturellen Deutungshoheit. Ihr wichtigstes Kapital – obwohl zumeist der gehobenen Mittelschicht angehörig – ist nicht finanzieller, sondern kultureller Natur. Es besteht darin, die einzig legitimen Ansichten zu verkörpern und im Alltag zu leben. Man gibt sich als Sachwalter des allein richtigen Bewusstseins. Man ist offen, tolerant, nachhaltig und begrüßt Diversität. Die eigenen politischen Überzeugungen gelten als moralischer Goldstandard. Und weil das so ist und falsche moralische Ansichten eben nicht nur falsch sind, sondern böse, bekämpft man dieses Böse, wo immer man es zu sehen meint.

Quasi-Religion

Diese Geisteshaltung verdichtet sich zu einer Quasi-Religion mit starkem Erlösungscharakter und Heilsversprechen. Hierin liegt ihre eigentliche Funktion. Ihre gesellschaftliche und politische Macht bekommt diese Ideologie dadurch, dass die sie tragenden Milieus nicht nur die Universitäten, Medien, NGOs, Wissenschafts- und Kulturstiftungen fest im Griff haben, sondern auch zunehmend die Grossunternehmen. Von hier aus führt man einen Kulturkampf von oben, gegen all jene, die Diesel fahren, die Gendersprache ablehnen, sich am Karneval als Indianer verkleiden und ein traditionelles Familienbild pflegen.

In seinem lesenswerten und klarsichtigen Buch «Verachtung nach unten» analysiert der Journalist Alexander Wendt präzise und umsichtig die Mechanismen und Strategien, mit denen die selbsternannten Wohlgesinnten unsere Gesellschaft beherrschen, steuern und manipulieren. Dafür beschreibt er die Aufwertung des kulturellen Kapitals gegenüber dem traditionellen Kapital, was es erlaubt, in ökonomisch angespannten Verhältnissen dennoch zur Elite zu gehören. Ganz offen verachtet man die Abgehängten, vorzugsweise aus den ländlichen Regionen, wo man nicht progressiv ist, sondern aus Sicht der Woken reaktionär und diskriminierend. Mit diesen Menschen redet man nicht, man schliesst sie nach Möglichkeit radikal aus der Gesellschaft aus.

Ein Mittel des Ausschlusses ist, kulturelle Verachtung gegenüber jenen zum Ausdruck zu bringen, die als unwürdig angesehen werden, die gesellschaftlichen Verhältnisse mitzugestalten. Sie etikettiert man als «Rassisten», als «Blinddarm der Gesellschaft» oder einfach als «dumm». Dabei scheut man auch vor Kollektivzuschreibungen nicht zurück, die man umgekehrt als menschenverachtend brandmarken würde. Andere Meinungen und Lebensläufe werden von den Woken und Progressiven nicht akzeptiert. In ihrem moralischen Reinigungswahn grenzen sie nicht nur ganze Sozialmilieus aus, auch innerhalb der eigenen Lebenswelt werden unliebsame Individuen gnadenlos herabgesetzt. Wer als Hochschullehrer, Journalist, Künstler oder Autor nicht die woke Agenda verfolgt, ist zum verbalen und nicht selten auch beruflichen Abschluss freigegeben.

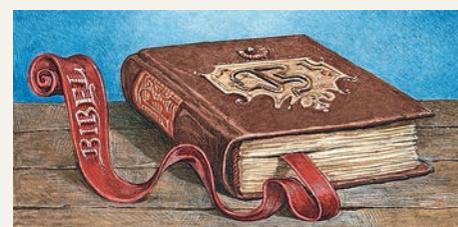
Dabei werden immer wieder die gleichen Strategien verfolgt: Nicht die angeblich Diskriminierten kommen zu Wort, sondern routinierte Empörer. Diese fungieren als Ankläger und Richter in Personalunion. Subjektive Befindlichkeiten gelten als Massstab für Mikroaggressionen. Motto: Wer sich beleidigt fühlt, hat immer recht. Die Unschuldsvermutung ist ausser Kraft gesetzt. Es regiert der moralische Furor. Zur Logik dieser modernen Inquisition gehört auch, dass sie geleugnet wird. Dass es eine Cancel-Culture gibt, ist ein Gerücht rechter Verschwörungstheoretiker.

Alexander Wendt analysiert jedoch nicht nur hervorragend die Mechanismen der Verachtung und Herabsetzung, sondern auch die ihnen zugrundeliegende identitätspolitische Ideologie, die einen Rückfall in überwunden

Die eigenen politischen Überzeugungen gelten als moralischer Goldstandard.

geglaubtes Stammesdenken darstellt. Und er weist auf die Bedeutung des woken Kapitalismus hin, der seit einigen Jahren nicht nur das Denken in den Führungsetagen des Silicon Valley beherrscht, sondern auch dasjenige nahezu aller internationalen Konzerne.

Gegen Ende seines Buches beschwört Wendt als Gegenmittel gegen die woken Eliten eine Besinnung auf die Traditionen liberaler Bürgerlichkeit, auf ihre universalistischen und humanistischen Grundwerte. Nicht auszuschliessen allerdings, dass die Zeit für eine Art «provisorischen Frieden» zwischen den moralisch Erleuchteten und den von ihnen Verachteten, wie Wendt ihn vorschlägt, schon vorbei ist. Einiges deutet darauf hin, dass dieser Kampf mehr ist als ein temporärer sozialer Konflikt, sondern das Ende jener Epoche markiert, die mit Humanismus, Reformation und Aufklärung begann.



Die Bibel

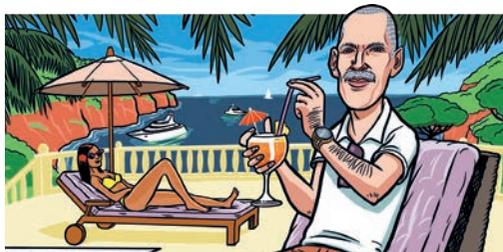
Vertreibungen und Umsiedlungen

Nationen hast du vertrieben, unsere Vorfahren aber eingepflanzt (Psalm 44, 3). – Die Vertreibung aus ihrem Wohngebiet ist eine leidvolle Erfahrung unzähliger Menschen. Im Alten Testament wird die Einwanderung der Israeliten in Kanaan so dargestellt, dass Gott selber die dortigen Bewohner vertrieben habe. Über 2000 Jahre lang waren allerdings die Juden ihrerseits das am häufigsten vertriebene Volk. Nach der Shoah entstand ein Druck, ihnen ein eigenes Staatsgebiet zu gewähren – das natürlich nicht menschenleer war. Um die Proportionen zu wahren, ist es unerlässlich, die Vertreibungen und Fluchtströme 1945 bis 1950 zu erwähnen.

Sechs Millionen Menschen wurden, oft gegen ihren Willen, in die Sowjetunion repatriert. Aus den Ostgebieten des Deutschen Reiches wurden insgesamt gegen zwanzig Millionen Deutsche vertrieben. Hinter dem Eisernen Vorhang wurden 2,2 Millionen Bewohner aus dem östlichen Teil Polens westwärts beziehungsweise ostwärts umgesiedelt. Mehrere Grossstädte wurden in ihrer Bevölkerung fast komplett ausgetauscht. In der Tschechoslowakei siedelten sich rund 1,9 Millionen Tschechen, Slowaken, Ukrainer und Roma als Neubürger an. Als Teilgeschehen des Zweiten Weltkriegs wurden rund 50 Millionen Menschen aus ihren Heimatgebieten vertrieben, die meisten in geschädigte und arme Regionen. Auch Asien und Afrika kannten Vertreibungen. Mit der Unabhängigkeit Indiens und der Gründung Pakistans 1947 wurden insgesamt rund 20 Millionen Menschen umgesiedelt, deportiert oder vertrieben. Den 700 000 vertriebenen Palästinensern stehen ungefähr gleich viele Juden gegenüber, die aus arabischen Ländern nach Israel kamen. Es schmerzt, dass wohlhabende arabische Staaten nicht dem Beispiel Jordaniens folgten, um ihren Glaubensbrüdern aus Palästina eine neue Heimat zu bieten.

Peter Ruch

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Wie ich ein Mann wurde

Mark van Huisseling

Ich hatte fast vergessen, dass die Schweiz noch eine Armee unterhält. Doch in den vergangenen Wochen bekam man reichlich *reminders*, Erinnerungen, daran, falls man Zeitungen liest – «Milliarden-Lücke bei der Armee?» lautete eine fragende Überschrift des *Blicks*. Oder «Der Wiederaufbau der Schweizer Verteidigungsfähigkeit kostet 13 Milliarden Franken – doch wann das Geld verfügbar wird, ist unklar», stand in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Mit anderen Worten: Wir haben noch eine Armee, und sie kämpft mit Zahlungsschwierigkeiten offenbar.

Früher war ich der Armee beziehungsweise dem Militärdienst gegenüber weniger indifferent. Vor vierzig Jahren (39, um genau zu sein) absolvierte ich die Rekrutenschule als Kanonier der Artillerie; am 4. Februar 1985 war ich in die Frühjahrs-RS genannte, siebzehn

Einzelne militärische Merksätze liefern einen Erkenntnisgewinn, auch fürs private Leben.

Wochen dauernde Grundausbildung nach Sion eingerückt. Ich fand den Dienstbetrieb mit strengen Regeln schwierig, für einen selbstbestimmten Freidenker, wie ich mich damals einschätzte. Weiter fielen mir Kameraden, die man sich nicht aussuchen konnte, mit denen man aber plötzlich einen Zwanziger-Schlag oder ein Biwak teilte, auf die Nerven. Zudem war es kalt im Mittelwallis, wenn man Tage und Nächte draussen verbrachte, um eine Haubitze aus den 1940er Jahren zu bedienen oder, noch mühsamer, zu bewachen. (Über die grossen unterliegenden Gebiete – Wehr-

pflicht, Waffendienst, bewaffnete Neutralität, also Gewalt, Tod, Krieg letztlich – habe ich noch nicht geredet.)

Doch am schlimmsten war der Spruch, den ich schon Monate, ach was: Jahre, zuvor zu hören bekam: «Im Militär machen sie dann einen Mann aus dir.» Oft von älteren Männern sowie Frauen, die selbst null Dienstage geleistet hatten, wie ich jeweils entgegnete (meinen Eltern zum Beispiel). Was genau einen Mann ausmacht, war bereits damals ein weites Feld (wenn auch einfacher zu betreten als heute). Jedenfalls forderte mich die Zeile heraus, und ich erklärte bei jeder Gelegenheit, die militärische Grundausbildung sei an mir spurlos vorübergegangen – worauf ich stolz sei.

Zumindest solange die Erinnerungen an Befehle, Putz- und Aufräumaufträge sowie Wachdienste (an Wochenenden!) noch frisch waren. Später begann ich zuzugeben, dass wenigstens der medizinische Crashkurs, der mir als Zugsanitäter verpasst worden war, einigermassen sinnstiftend gewesen sei. Sowie einzelne Merksätze tatsächlich einen kleinen Erkenntnisgewinn stifteten, auch fürs private Leben (darunter: «Ein Mann ist kein Mann», also für Wichtiges mindestens zwei Männer einsetzen, oder: «Zur Zeit ist zu spät, eine Minute zu früh ist zur Zeit»).

Was ich ferner lernte/vermittelt bekam: Was für Leute die sogenannte *Suisse profonde* bewohnen, bis heute ist meine Brücke zum besseren Verständnis der ländlichen, nicht-urbanen Schweiz ein Postbote aus Rüeggisberg mit Namen Zwahlen, Kanonier Zwahlen – van Huisseling und er waren oft zusammen eingeteilt, wegen der alphabetischen Nähe –, den ich sonst nie kennengelernt hätte. Sowie dass man als Mann, oder Soldat jedenfalls, nach einem Dreissig-Kilometer-Marsch (mit Gepäck) erst die Haubitze, dann das Sturmgewehr, schliesslich die Ordonnanzschuhe reinigt, und allenfalls danach sich selbst, je nachdem, wie wertvoll einem die verbleibende Ruhezeit im Schlafsack ist. Plus dass man eine verlorene Nähnaedel aus dem Mannsputzzeug zwar für schätzungsweise 20 Rappen kaufen und ersetzen könnte – aber nicht durfte. Stattdessen wieder zu finden hatte, andernfalls der ganze Zug (rund 25 Männer) nicht in den Ausgang durfte.

Machten solche Übungen einen Mann aus mir? Vermutlich nicht. Doch meine militäri-

sche Gesamterfahrung – RS und spätere Wiederholungskurse als Soldat – stellte einen Reality-Check dar (meinetwegen einer alternativen Wirklichkeit). Sowie vermittelte ein Bewusstsein dafür, dass es zwar intellektuell aufregend sein kann, Regeln zu hinterfragen sowie zu widerlegen. Dass es manchmal aber gescheitert ist, sie einfach einzuhalten.

Das Militär, wie geschrieben, war die längste Zeit nicht mehr auf meinem Radar. Doch die Armee könnte an Bedeutung wieder gewinnen, so sieht's aus. Der erwähnte Spruch hingegen dürfte ausgemustert bleiben – «Im Militär machen sie einen Mann/eine Frau/ein Divers aus dir» zieht irgendwie nicht.



UNTEN DURCH

Erikas Filme

Linus Reichlin

Kürzlich schaute ich mir im Zusammenhang mit meiner Schlaflosigkeit nachts um drei Uhr auf der Website «Erika Lust» Pornofilme an, die von Frauen für Frauen gedreht werden. Ich dachte, dass es mich vielleicht schläfrig macht, einem Mann dabei zuzusehen, wie er auf einer blühenden Wiese einer Frau stundenlang übers Haar streicht. Aber das Gegenteil war der Fall: Die Filme wühlten mich auf. Sie wühlten mich auf, weil sie mich völlig kaltliessen! Zum einen fand ich die filmische Beleuchtung der Körper kitschig: Frauen mögen offenbar Schatten auf Brüsten und Penissen, lange Schatten unter den Achseln und Unterlippen, die Schatten werfen. Ich war natürlich hundemüde, während ich mir das ansah, deshalb merkte ich erst nach einer Weile, dass viele der Schatten auf den nackten Körpern in Wirklichkeit Haare waren. Frauen mögen offenbar üppige Behaarung, sei es auf dem Kopf oder unterhalb

des Kopfs bis zu den Knöcheln. Haare, Schatten und weisse Bettlaken. Durchsichtige Vorhänge vor offenen Fenstern, durch die man ein Pferd sieht. Oder man sieht eine knorrige Eiche, oder es regnet, und der Mann liegt nackt auf einer kuschligen Strickdecke, und bedrohlich nahe neben ihm knistert ein Kaminfeuer, so dass mit Funkenflug gerechnet werden muss. Diese Funken könnten das üppige, wuschelige Haupthaar des Mannes entzünden oder seine grobkörnig gefilmte Schambehaarung, aber das erzeugt wahrscheinlich eine Spannung, die Frauen gefällt.

Meistens sind es schmächtige, jungenhaft wirkende Männer, Typus Romanistik-Student oder Reiseleiter in Ägypten. Oder Sohn der besten Freundin, der in Paris Fotografie studiert, was man an seinen schönen Händen sieht: Sie sind geschaffen, um kleine Knöpfchen zu drücken. Aber damit keine Missverständnisse aufkommen: Diese Männer, sobald sie auf den Strickdecken liegen, scheuen sich nicht, die Führung zu übernehmen. Sie packen nicht hart zu, aber ihr Griff ist fest und entschlossen. Zärtlichkeit und straffe Leine bringen sie kunstvoll ins Gleichgewicht. Man merkt beim Zuschauen, dass sie für diese Filme lange geübt haben, mit ihrer Nachbarin, ihrer Professorin, was weiss ich. Es ist schwierig, auf ästhetische Weise zu schwitzen, aber sie können das. Sogar ihre Hodensäcke sehen aus wie das Werk eines New Yorker Künstlers aus der Schule des Hyperrealismus. Wenn diese Hodensäcke während des Aktes überhaupt ins Baumeln kommen, dann so wohl-dosiert, als habe die Regisseurin ein Metro-nom hingestellt.

Aber jetzt zu den Frauen, die in Pornos für Frauen kinematografisch gesehen ein Problem darstellen. Regisseurinnen von Frauenpornos benötigen ein ganz anderes technisches Equip-

Die weiblichen Konsumenten möchten sich mit allen beteiligten Personen eines Pornos identifizieren.

ment als ihre männlichen Kollegen. Diese arbeiten mit Makro-Objektiven der Superlative, denn männliche Pornokonsumenten wollen sämtliche Aspekte der gezeigten Frauen in gestochen scharfer Nahaufnahme sehen. Jede Analfalte ist hier von grosser Bedeutung. Die

weiblichen Konsumenten hingegen möchten sich mit allen beteiligten Personen eines Pornos identifizieren und würden am liebsten auch noch die Beleuchterin, die Toningenieurin und den Pizzaboten sehen, der gerade sechs Margheritas für die Filmcrew bringt. Pornofilmerinnen benötigen deshalb Weitwinkelobjektive, damit die Zuschauerinnen das ganze Zimmer, die ganze Frau und den ganzen Mann sehen können.

Oder auf Deutsch gesagt: Die Frau, die gevögelt wird, ist für weibliche Betrachter genauso wichtig wie der Mann. Und natürlich wird vor, während und danach unglaublich viel geredet, damit man auch noch etwas über die Seelenwelt der Figuren erfährt. Wie gesagt: Ich war schockiert. Wie soll man als Mann gut schlafen in einer Welt, in der die Hälfte der Bewohner sexuell so völlig anders funktioniert?



SEX Neues Übungsfeld Dania Schifftan

Liebe Dania, meine Freundin und ich senden uns gegenseitig gerne sexy Textnachrichten. Das macht uns an. Im Bett sind wir dann leider weitaus weniger mutig. Haben Sie uns einen Tipp, wie wir das ändern können?
S. A., Zürich

Wie schön, dass Sie sich gegenseitig solche Nachrichten senden, um sich anzumachen. Sexy Nachrichten gehören zum Vorspiel, und viele Menschen trauen sich gar nicht, sich so zu zeigen. Wie Sie beide nun auch bemerkt haben, bedeutet die Ankündigung auf dem Handy nicht automatisch, dass Mann oder Frau auch den Mut hat, das Geschriebene zu Hause um-

zusetzen. Wer eine sexy Handlung in Worte fassen kann, kann sie noch lange nicht tun. Es ergibt keinen Sinn, dass Sie sich deswegen kleinmachen. Sehen Sie es als neues Übungsfeld! Fragen Sie sich, was schwierig daran ist, das Geschriebene in die Tat umzusetzen. Wo

Wo könnten Sie beim nächsten Mal frecher oder fordernder sein?

wären Sie gerne auch im Bett noch direkter? Wo würden Sie gerne die Initiative ergreifen? Wo könnten Sie beim nächsten Mal frecher oder fordernder sein? Schlüpfen Sie dazu gerne in eine Rolle, in der Sie sich ausprobieren können, und geben Sie sich die Erlaubnis zu scheitern. Nicht immer kommt das, was wir uns so schön ausmalen, beim Partner gut an. Auch beim Schreiben von sexy Nachrichten fällt die Anmache nicht immer auf lustvollen Boden. Letztendlich geht es immer darum, zu schauen, welche Reaktion unser Handeln beim Gegenüber hervorruft – egal, ob im Chat oder im Schlafzimmer. Haben Sie Mut zum Risiko, auch wenn er vielleicht nicht immer belohnt wird. Das Schreiben von Textnachrichten beinhaltet eine gewisse Distanz, wir müssen nicht sofort umsetzen, was wir ankündigen. Das gibt uns eine Sicherheit, die wegfällt, wenn es tatsächlich so weit kommt. Doch wenn Sie das erleben wollen, was Sie im Chat anmacht, dürfen Sie sich mit Haut und Haar ins echte Abenteuer stürzen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch



„Und wie kommen Sie darauf, dass Sie ein typisches Mobbing-Opfer sind, Sie Frottel?“

Andere Sicht

Nr. 7 – «Die Welt sollte ein Ganzes sein»
Interview von Tucker Carlson mit Wladimir Putin

Dank Tucker Carlson wissen wir jetzt also, was die Pläne Russlands sind und wie die Zukunft der Ukraine aussehen soll. Konnte man dies alles aber nicht schon bereits vor dem Interview wissen? Die Ansichten und Absichten des Kreml-Monsters waren doch bekannt: Russland unter seiner Führung wieder zur Grossmacht machen, die Ukraine zerstören – und allenfalls zusammen mit weiteren Staaten Osteuropas dem russischen Reich einverleiben. An Zynismus nicht zu überbieten: Der amerikanische Journalist unterhält sich mit Putin über Politik und die Weltlage, kritisiert aber mit keinem Wort die brutale russische Aggression, die Kriegsverbrechen der russischen Armee, die Unterdrückung der Bevölkerung Russlands, die Zensur der Medien oder die Inhaftierung und Ermordung russischer Oppositioneller (neuester Fall: Alexei Nawalny). Läuft die verzerrte Darstellung in der *Weltwoche* unter dem Motto: Es gibt immer eine andere Sicht? *Peter Jud, Uster*

Wer einmal lügt

Nr. 7 – «Es würde sich lohnen, ihm zuzuhören»
Wolfgang Koydl über Wladimir Putin

So, so. Wir haben dem sauberen Herrn sehr genau zugehört. Im Januar vor zwei Jahren war es. Da versicherte er uns, mit der gewaltigen Militärmacht, die er an der Grenze der Ukraine auf fuhr, plane er bloss grosse Manöver, keinesfalls aber, das Land zu überfallen. Der Rest ist Geschichte. Wie lautet das Sprichwort? «Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht.»
Peter Wehrli, Bern

Schrecklich und unnötig

Nr. 7 – «Der Missverständene»
Roger Köppel über Wladimir Putin

Als russischer Präsident vertritt Putin ausdrücklich und ausschliesslich russische Ziele und macht das wahrscheinlich erst noch besser als die meisten westlichen Politiker, welche oftmals an ihrer eigenen Heuchelei scheitern. Für Putin war der Zerfall der Sowjetunion wahrscheinlich die grösste weltpolitische Katastrophe des Jahrhunderts gewesen, die jedoch noch übertroffen wurde von dem, was als Nächstes kam: Nach und nach traten Länder des früheren Ostblocks der Nato bei. Dieser Krieg gegen die Ukraine ist schrecklich und unnötig. Der Angriff muss verurteilt werden. Aber er begann nicht am 24. Februar 2022, sondern 2014. Oder 2004, mit der Osterweiterung der EU und der Nato. Es ist eine Tragödie, und sie hätte vermieden werden können.

Ari Yaraghchi, Winterthur

La Suisse n'existe plus

Nr. 7 – «Brüssel befiehlt, Bern spurt»
Philipp Gut über Verhandlungen mit der EU

Ich bin bestürzt und wütend über die Bereitschaft des Bundesrates, das EU-Verhandlungsmandat auf der Basis einer in fremdländischer Sprache abgefassten beidseitigen Verhandlungsgrundlage, «Common Understanding», zu akzeptieren und zu unterstützen. Wesentlichster Punkt ist, so wie ich das verstehe, dass EU-Recht über schweizerischem Recht stehen soll. Damit werden die grundsätzlichen Pfeiler und die Identität unseres Staates teilweise bis ganz aufgegeben: La Suisse n'existe plus. Es wäre damit vorbei mit der schweizerischen Unabhängig-

keit und der direkten Demokratie. Das Sagen hat dann der Europäische Gerichtshof (EuGH), und das ehemals selbständige und stolze Schweizer Volk muss kuschen. Die Politiker reden von institutioneller Anbindung der Schweiz an die EU. Es handelt sich dabei jedoch eher um eine institutionelle Fesselung; eine inakzeptable Unterwerfung; die Schweiz ein Vasallenstaat der EU. Nebenbei, wer will schon eine Anlehnung an ein krankes Gebilde, wie es die EU nun einmal ist? Es ist dringend notwendig, der EU endlich klar und deutlich darzulegen, dass eine Anbindung an die EU aus Gründen von Inkompatibilitäten nicht möglich ist. Gerne arbeiten wir mit der EU zusammen, aber die Rechts hoheit dürfen wir unter keinen Umständen preisgeben.

Benjamin Zingg, Horn

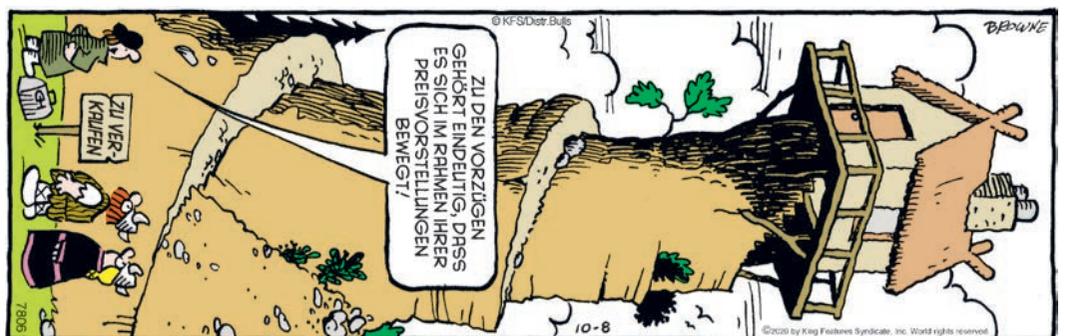
Genuss als Risiko

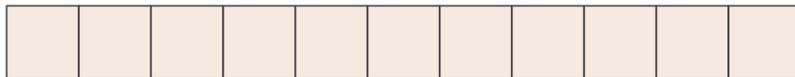
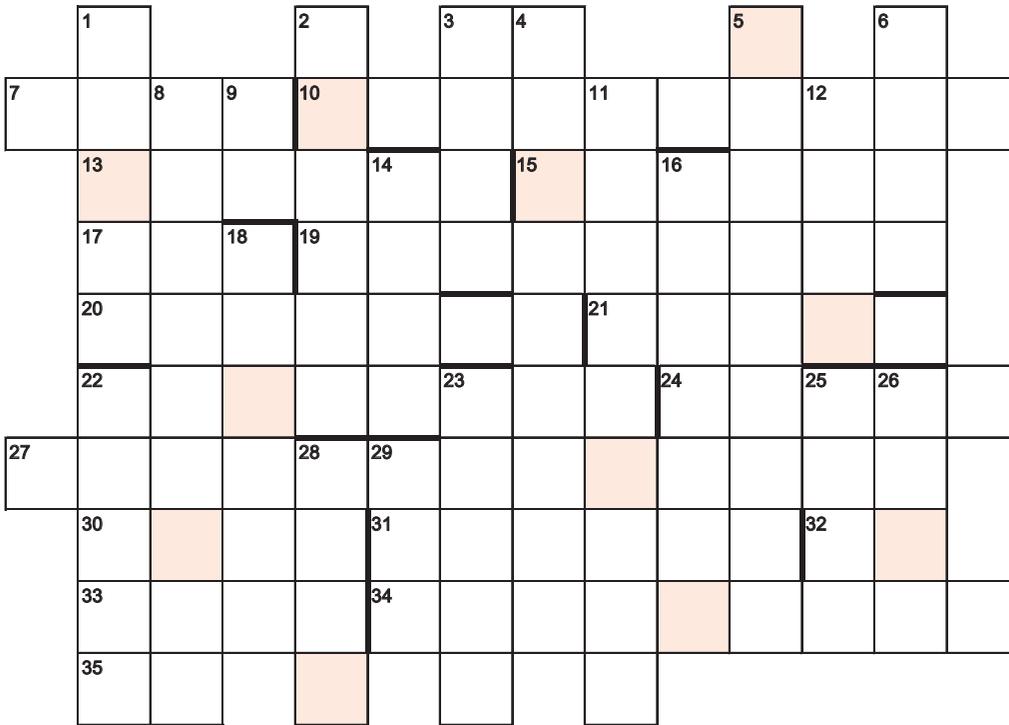
Nr. 6 – «Wein, Leib und Leben»
Essay von Peter Rüedi

Jetzt wollen uns die genussfeindlichen Moralapostel auch noch den Wein verderben. Es stellt sich mir die Frage: Werden die verschiedenen Risiken auch gegeneinander abgewogen? Veranschaulicht an einem einfachen Beispiel: Wer beim auswärtigen Essen nicht auf sein Glas Wein (Risiko 1) verzichtet, damit aber auch etwas Stress (Risiko 2) abbaut und dann anstatt seines Auto (Risiko 3) den Zug nimmt: Hat er dann statistisch gesehen ein grösseres Sterberisiko als der, der umgekehrt handelt? Zu guter Letzt ein passender Witz: Woran ist der seriöse Sex-, Wein- und Kulinarik-Abstinenzler so früh gestorben? An Langweile!

Andreas Osterwalder, Cureggia

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.





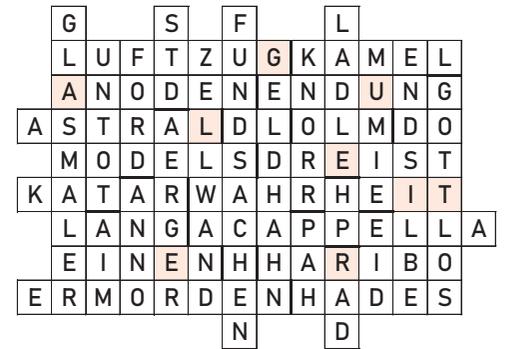
Lösungswort — findet in Speisewagen Verwendung?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 damit haben freie Bürger freie Fahrt 7 macht man manchmal Hals über Kopf 10 «Pipi riecht schlecht»? 13 damit werden Besucher in tierfreundlichen Haushalten begrüsst 15 manche sitzen dahinter, Kreuzworträtsler davor 17 steckt im Innern von Leihmüttern 19 poetisch-gepflegtes Flüssig-Placebo 20 zur Amperesekunde gewordener Physiker 21 ein kompliziertes Prozedere umfasst stets auch dies 22 vergiftetes obergäriges Bier? 24 bekannter Kaiser, dem nur wenig zum bekannten Kaiser fehlt 27 zum Frisieren von Statistiken wohl ungeeignet 30 Schöpfer von Pygmalion 31 nicht nur Lügen haben kurze Beine, sondern auch er 32 kurzer Gruss oder sehr kurzes Gekicher 33 Gring weiter westlich 34 Manufaktur, die Schneidwerkzeuge herstellt? 35 Band ohne Anfang und Ende

Senkrecht — 1 finden Londoner logischerweise logisch 2 wo Grundwasser zu Oberflächenwasser wird 3 Feind aller weissen Textilien 4 dem Hörensagen nach, gerade genug Material für ein Bleaching 5 Vertiefung in der Matratze der letzten österreichischen Kaiserin? 6 entstand aufgrund einer Erinnerung an Solferino 8 Genfer Art zu lauschen? 9 das Gegenteil von null, nicht mathematisch, sondern medizinisch 11 von einer Kor-nateninsel stammende Spinnentiere? 12 zur Hawaiiigans verkürzte Helene 14 bedeutet dort: die man 16 womit norddeutsche Bauern die Strassen unsicher machen 18 Kartenspiel mit japanischen Trägerraketen? 22 Himmelsrichtung von einem Schweizer Fluss umgeben, liegt vom Wallis aus gesehen im Süden 23 damit hat man den Luftverkehr auf dem Schirm 25 ist in Fernsehreportagen zu sehen 26 wird einstimmig geträllert 28 ist nicht besonders modern, fährt aber windkraftgetrieben 29 kurzes Nachdiplomstudium

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 856



Waagrecht — 5 LUFTZUG 10 KAMEL 13 ANODEN (an Oden) 14 ENDUNG (EN-Dung) 16 AST[RAL] 18 DL (Deziliter) 19 OLM 20 DO 21 MODELS 22 DREIST (drei st) 23 allen MusKATArten 25 WAHRHEIT 27 LANG 29 ACAPPELLA 32 EINEN 33 HARIBO (Süssigkeitenhersteller) 35 ERMORDEN (ERM-Orden) 36 Fifty (S)HADES of Grey

Senkrecht — 1 GLASMALER 2 STD 3 FUND-SACHEN 4 LADLE (engl. f. Schöpfkelle) 6 UNTOT 7 FORD («all I could afford» = engl. f. «alles, was ich mir leisten konnte») 8 Nach-AppenZELLWANDern 9 GELD-HAHN 10 KNORR 11 MU(sikakade)MIE 12 ENDSILBE 15 GOTTLOS 17 AERGER 24 ANNO 26 HP (horsepower, Druckerhersteller) 28 AIM 30 EuroPAHymnen 31 EID-genossen 34 RAD

Lösungswort — GAULEITER



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

DIE WELTWOCH

Gipfeltreffen der Champions



Pirmin Zurbriggen und Marc Girardelli:

Was wir auf der Ski-Piste über das Leben gelernt haben.
Roger Köppel im Gespräch mit den beiden Weltmeistern.



Donnerstag, 21. März 2024

Ort: Hotel Marriott
Neumühlequai 42, Zürich

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Alle sind herzlich eingeladen! Bitte anmelden:
www.weltwoche.ch/champions

Wir freuen uns!